

Labyrinth der weinenden Schatten

Der Hexer, #15

by Wolfgang Hohlbein, 1953–

Veröffentlicht: 1990



Es war alt, uralt und voller Gier noch Leben. Die Quelle dämonischer Kraft tief im Inneren seines monströsen Leibes, sein im Takt der Zeit pulsierendes Herz, der dunkle Keim seines Selbst, war voller Gier und Hunger. Einem Hunger, der niemals zu stillen war.

Es tötete, es verschlang und fraß und nahm die Dinge in sich auf, deren es auf seinem Weg durch die Ströme der Zeit habhaft werden konnte, versuchte seine Gier an den Auren lebendiger Geschöpfe und an den so seltenen Trägern reiner Magie zu stillen.

Und nun schloß sich seine Falle wieder um ein Opfer. Ein ganz besonderes Opfer diesmal. Eines, auf das es lange, sehr lange gewartet hatte...

„Die Stele der GROSSEN ALTEN! Endlich! Arne, wir haben es geschafft!“ Mit einem begeisterten Ausruf eilte Magnus Morjaerd auf den grauen Stein zu, der in der Mitte des sonst leeren, sternförmigen Raumes stand. „Wir haben es geschafft, Arne! Geschafft!“ Seine Stimme zitterte vor Erregung, und seine Bewegungen, sonst eher behäbig und langsam, waren mit einem Male hektisch und voll kaum noch unterdrückter Nervosität und Ungeduld.

Arne Sten konnte den Triumph seines Herrn nicht ganz teilen; im Gegenteil. Das Gefühl dumpfer, substanzloser Bedrohung, das Unwohlsein, das er die ganze Zeit schon gespürt hatte, wurde mit jedem Moment stärker. Sein Herz schlug schnell, und seine Finger kribbelten, als würden unsichtbare Ameisen über seine Haut rennen.

Er blieb an der Tür stehen und starrte mißtrauisch auf den—doppelt mannshohen Findling, der das Ziel ihrer Suche war. Ohne daß er einen Grund dafür nennen konnte, erfüllte ihn der Anblick mit fast körperlichem Unbehagen. Die Linien und Konturen des Steines waren... falsch. Falsch und verdreht, als wären sie nach den Regeln einer Geometrie erschaffen, die anders als die war, die er kannte. Und er schien... zu leben, dachte Arne schauernd.

Eben hatte das Ding noch bis auf drei halbkugelförmige Auswüchse vollkommen glatt gewirkt. Jetzt aber zeigten sich auf dem grauen Stein von einem Augenblick auf den anderen bizarre Linien, die tief in die Oberfläche des Gebildes eingeschnitten waren oder sich wie ungefüge Schlangen aus ihm emporwölbten. Form und Farbe des Steins schienen sich in jeder Sekunde zu verändern, und Morjaerds Diener hatte den Eindruck, als sei er mit einer Art unheilvoller, tückischer Intelligenz erfüllt; ein böses, steinernes Grinsen, mit dem er die beiden Eindringlinge lautlos verhöhnte.

Aber nicht allein die Kuppel wirkte bedrohlich. Der ganze Raum schien in eine giftige schwarze Wolke gehüllt, die wie der heiße Atem eines Höllenhundes um Arnes Glieder strich. Irgendwo im Hintergrund glaubte er ein höhnisches, selbstzufriedenes Kichern zu hören.

Arne zuckte zusammen und sah sich rasch und erschrocken um. Morjaerd schien das Geräusch nicht zu bemerken, doch Arne war sicher, es sich nicht eingebildet zu haben.

Aber sein Herr schritt langsam um den Stein herum und streckte die Hand aus, als ob er ihn streicheln wollte. Dann rieb er sich nervös die Hände und drehte sich ungeduldig zu seinem Diener um.

„Arne, wo bleibst du denn? Gib mir endlich die Tasche!“

„Meister, bitte, laßt uns gehen!“ flüsterte Arne. Voller Angst ließ er die Tasche auf den Boden fallen. Das Geräusch hallte dumpf in der Stille des Raumes wider. „Hier ist es nicht geheuer! Hier lauert etwas Böses!“

„Gehen?“ keuchte Morjaerd. „Bist du verrückt geworden? Ich stehe hier vor der Krönung meines Lebens! Soll ich etwa so kurz vor dem Ziel aufgeben und dies alles zurücklassen?“

„Ja, Herr! Ich bin sicher, Ihr geht zu weit! Ich fühle es, ich...“

„Was ist denn jetzt auf einmal mit dir los? Vertraust du mir plötzlich nicht mehr?“ Morjaerd lächelte, gleichzeitig voller Verachtung und voller Verständnis. Aber es war die Art von Verständnis, die man einem Idioten oder einem dummen Tier entgegenbringt.

„Arne, erinnere dich daran, wer ich bin! Ich habe die geheime Magie der ägyptischen Pharaonen studiert. Ich bin in den Dschungel von Guatemala eingedrungen, um die Mysterien der Maya-Priester zu enträtseln und meinen magischen Kompaß zu finden. Ich habe mir Kenntnisse und Fähigkeiten angeeignet, die kein zweiter Mensch auf dieser Erde besitzt. Und das soll ich alles umsonst getan haben, nur weil du nach all den Jahren an meiner Seite plötzlich die Hose voll hast? Arne Sten...“ Er seufzte und schüttelte tadelnd den Kopf. „Ich bin enttäuscht von dir!“ Morjaerd streifte sein Faktotum mit einem verächtlichen Blick und kam zurück, um seine Tasche selbst zu holen.

Einen Augenblick verharrte er noch in der stolzen Pose, die Arne so gut kannte, dann öffnete er die Tasche. Als Erstes zog er einen weiten Talar hervor, dessen roter Samt über und über mit kabbalistischen Symbolen bestickt war, und schlüpfte hinein.

Dann hängte er sich eine Kette aus einem Metall um den Hals, von dem Arne wußte, daß es weder aus den Tiefen der Erde noch aus den Weiten des bekannten Himmels stammte. Ein blutroter Widderkopf hing an der Kette, und das gleiche Symbol schmückte auch den Ebenholzstab, den er zuletzt aus der Tasche nahm.

„Freue dich, Arne, mein getreuer Servant, denn du wirst Zeuge eines Zaubers, den bisher noch kein Mensch gewoben hat,“ rief er mit sonorer Stimme. „Dort drinnen,“ er zeigte mit seinem Stab auf die Kuppel, „dort drinnen liegt der Schlüssel zur Macht! Und er wird mir, Magnus Morjaerd, dienen!“

Unter allen anderen Umständen hätten die Worte theatralisch und albern geklungen. Jetzt erfüllten sie Arne mit einer Angst, die er sich selbst nicht erklären konnte. In den Augen seines Meisters loderte ein Feuer, das er noch nie zuvor an ihm beobachtet hatte.

Während Arne Sten hilflos die Hände rang und ihm das Grauen mehr und mehr die Kehle zuschnürte, zog sein Meister mit fluoreszierender Kreide einen Kreis um den lebenden Stein.

Danach schritt er, unruhig den Boden absuchend, durch den Saal und malte schließlich ein fünffarbiges Pentagramm auf eine Stelle, an der die Reste eines verwaschenen Symboles zu sehen waren; vielleicht auch nur eine natürliche Maserung im Stein, das konnte Arne nicht so genau unterscheiden. Er wollte es auch gar nicht. Alles, was er wollte, war, von diesem Ort zu verschwinden, so rasch und so weit fort wie nur möglich.

Arne kam es vor, als trete dieses Symbol im gleichen Augenblick, in dem Morjaerds Pentagramm geschlossen wurde, deutlicher aus dem Grund und begänne zu zittern. Doch es lag keine Furcht in diesem Beben, das fühlte er genau. Eher eine gierige Vorfreude und ein dunkles Verlangen, wie es auch aus allen Ritzen und Winkeln des Raumes herauskroch und sie lauernd umschlich.

Warum nahm das der Meister denn nicht wahr? dachte er entsetzt. Er mußte doch sehen, was um ihn vorging!

Er wollte Morjaerd eine Warnung zuschreien, doch er brachte nur ein unverständliches Stammeln hervor. Er streckte die Arme aus und wollte zu ihm hinlau-

fen, ihn aus der Mitte des Pentagramms wegzerren, fort von diesem schrecklichen, bösen, namenlosen Etwas, das dort lauerte...

Doch er kam nicht mehr dazu. Wieder glaubte er dieses dunkle, böse Kichern zu hören, und im selben Moment wallte eine schwarze Wand rings um ihn auf und hüllte ihn ein wie undurchdringlicher Nebel.

Eine entsetzliche Kälte begann durch seine Poren zu dringen und machte sich in seinen Gliedern breit. Gleichzeitig wurde ihm so heiß, daß ihm der Schweiß in Strömen über die Stirn und den Rücken rann.

Seine Beine knickten unter ihm weg, er taumelte, griff Halt suchend um sich und stürzte als hilfloses Bündel auf den Boden des Zimmers. Durch das Wallen und Wogen des schwarzen Nebels glaubte er Dämonenfratzen in den Raum quellen zu sehen, scheußlich verzerrte Visagen, die sich aus jedem Stein und jedem Stück Holz herauschälten und von Sekunde zu Sekunde deutlicher wurden.

Dann drang die Stimme seines Meisters in seine Gedanken. Morjaerd hatte mit seiner Beschwörung begonnen, dachte Arne entsetzt. Er schien nicht einmal bemerkt zu haben, was mit seinem getreuen Diener geschehen war!

Ein leichtes Summen drang aus dem Stein, und einer der drei Buckel, die aus der Stele herausstanden, drehte sich knackend um seine Achse. Es klang wie ein Kanonenschuß, der von den Wänden widerhallte und den Magier aus seiner Konzentration riß.

Jetzt erst bemerkte Morjaerd den schwarzen Nebel, der nun auch ihn umgab und gierig an seiner Kutte zerrte. Mit einem Schrei wollte er zurückspringen, doch seine Füße waren wie auf dem Boden festgenagelt. Seine Augen weiteten sich vor Entsetzen, und aus seiner Kehle brach ein gellender, unmenschlicher Schrei.

Aber er verhallte ungehört. So wie all die anderen Schreie, die vorher die unheimliche Stille der Kammer durchbrochen hatten...

„Tut mir leid, Mijnheer—ich kann Ihnen nicht sagen, wo Sie die Van Dengsterstraat finden. Amsterdam ist groß, wissen Sie?“ Der Portier lächelte Verzeihung heischend, reichte mir den Zettel, auf den ich die Adresse geschrieben hatte, über die Theke zurück und fuhr sich mit der Linken durch das schwarze, ölig glänzende Haar.

Enttäuscht faltete ich das Blatt wieder zusammen und wandte mich um; mit einer Mischung aus Resignation und langsam stärker werdendem Zorn. Trotz der frühen Stunde herrschte in der hohen, verschwenderisch ausgestatteten Hotelhalle bereits ein unablässiges Kommen und Gehen, und der Portier sprach bereits wieder mit einem der anderen Gäste; schnell und in unverständlichem holländischen oder belgischen Gebrabbel—für mich machte das keinen Unterschied; ich verstand beides nicht.

So wenig, wie ich diese Stadt verstand, genauer gesagt, die Leute, die sie bewohnten. Nach allem, was ich auf der Überfahrt und auch vorher schon über Amsterdam gehört hatte, hatte ich eine freundliche, vor Leben sprudelnde Stadt mit netten Menschen erwartet.

Nun—was die Stadt anging, waren meine Erwartungen fast übertroffen worden; was die Menschen anging, nicht. Ich war seit drei Tagen in Amsterdam. Den ersten Tag hatte ich zusammen mit Howard damit verbracht, unser weiteres Vorgehen zu besprechen (und mich von ihm zu verabschieden, was den allergrößten Teil

der darauffolgenden Nacht und vier Flaschen Genever in Anspruch genommen hatte), die beiden anderen damit, die Van Dengsterstraat zu suchen.

Bisher allerdings vergeblich. Ich hatte am Hauptbahnhof einen Stadtplan erstanden, aber die Straße, die uns der sterbende Templer genannt hatte, war nicht darauf eingetragen—was kein Wunder war, denn Amsterdam wuchs in den letzten Jahren schneller, als die Kartenzeichner und Verlage mithalten konnten.

Danach hatte ich angefangen, auf andere Weise nach der Van Dengsterstraat zu suchen; zuerst auf dem üblichen Wege, in dem ich mich bei Droschkenfahrern und Kutschern erkundigte, später beim Hotelportier—nicht dem, der jetzt Dienst tat, sondern seinen Vorgängern—dann bei der Polizei, im Rathaus, schließlich sogar bei einer Spedition.

Und alles war vergeblich gewesen. Es war nicht so, daß es die Van Dengsterstraat nicht gab—auch diese Möglichkeit hatte ich nach meinen ersten enttäuschenden Erlebnissen in Betracht gezogen—sondern vielmehr, daß man mir nicht sagen wollte, wo sie war. Ich spürte ganz deutlich, wie die Männer und Frauen, die ich nach dem Weg fragte, innerlich zusammenfahren, wenn sie den Namen auch nur hörten. Und ich hätte nicht unbedingt ein Magier sein müssen, um zu erkennen, daß ihr gebrabbeltes *Kannitverstan* oder *Weißichnicht* gelogen war.

Und mir blieben noch genau zwei Tage, um die Van Dengsterstraat zu finden und herauszubekommen, wovor uns DeVries im Augenblick seines Todes hatte warnen wollen, wenn ich pünktlich in Paris ankommen wollte, um mich mit Howard zu treffen.

Nein—ich hatte bisher bewußt darauf verzichtet, eines meiner besonderen Talente in die Waagschale zu werfen; aber es sah ganz so aus, als bliebe mir jetzt keine andere Wahl mehr, wollte ich die Mauer des Schweigens, gegen die ich bisher angerannt war, brechen.

Plötzlich hatte ich es sehr eilig. Rasch durchquerte ich die Halle und verließ das Hotel, ohne meine Zeit mit dem ausgiebigen holländischen Frühstück zu vergeuden. Es war ohnehin erst neun Uhr vormittags. Zu so nächtlicher Stunde hätte ich sowieso nicht mehr als eine Tasse Kaffee und ein Marmeladenbrötchen vertragen.

Ich lief auf die Straße und winkte einen Kutscher herbei. Der Wagen hielt schwerfällig, und der Mann auf dem Bock beugte sich herab. „Wohin kann ich Sie hinbringen, Mijnheer?“ fragte er höflich.

Ich zögerte einen Moment, dann zauberte ich den unschuldigsten Ausdruck der Welt auf mein Gesicht, nannte ihm in perfekt geschauspielertem, geistesabwesenden Ton die Van Dengsterstraat und wollte einsteigen.

Aber ich wollte es nur.

Der Kutscher beugte sich mit einer blitzschnellen Bewegung vor, fauchte irgendetwas auf Holländisch und stieß mir ziemlich grob den Peitschenstiel vor die Brust. Seine Wangenmuskeln zitterten so stark, daß er kaum sprechen konnte.

„Tut mir leid, Mijnheer,“ sagte er. „Aber dort fahre ich Sie nicht hin!“

„Doch,“ antwortete ich, so ruhig ich konnte. „Das werden Sie, mein Freund. Ich bin ganz sicher.“

Ich hatte ganz leise gesprochen, aber es waren auch nicht meine Worte, auf die es ankam. Im gleichen Moment, in dem mich der Kutscher ansah, bannte ich seinen Blick, brach seinen geistigen Widerstand und befahl ihm mit aller suggestiven Macht, meinen Befehlen zu gehorchen.

Der Droschkenlenker erstarrte mitten in der Bewegung. Sein Unterkiefer klapperte herunter, und seine Gesichtsmuskeln erschlafften, als hätte er plötzlich nicht mehr die Kraft, sie unter Kontrolle zu halten. Mit einem Male war sein Blick leer.

„Haben Sie mich verstanden?“ fragte ich.

Er nickte, sehr langsam und so steif, als koste ihn selbst diese kleine Bewegung unendliche Mühe.

„Sie werden mich in die Van Dengsterstraat fahren, nicht wahr?“

„Ich werde Sie in die... Van Dengsterstraat fahren,“ antwortete der Kutscher.

Und als ich in seine Augen sah, erblickte ich das Grauen. Es war eine Furcht, viel tiefer, als ich sie jemals bei einem Menschen gesehen hatte; ein Grauen, das ihn selbst jetzt an den Rand des Zusammenbruches trieb.

Es war nicht die Angst vor mir, wie ich im ersten Moment glaubte. Trotz des suggestiven Bannes, in dem ich sein Bewußtsein hielt, löste allein die Erwähnung der Van Dengsterstraat eine fast panische Angst in ihm aus.

Erschrocken löste ich meinen geistigen Griff, trat einen halben Schritt von der Kutsche zurück und sah den Mann mit einer Mischung aus Bestürzung und Unverständnis an. Er machte mir nichts vor; das konnte er gar nicht. Nein—sein Schrecken war echt.

Der Kutscher blieb noch eine Sekunde lang wie gelähmt und in sonderbar erstarrter Haltung auf seinem Bock hocken, dann stieß er einen keuchenden Schreckenslaut aus, schwang seine Peitsche und raste davon.

Verstört blickte ich der Kutsche nach. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, den Mann zurückzurufen; selbst jetzt noch. Aber ich tat es nicht. Ich hatte nicht nur die Macht meines Vaters geerbt, sondern mit ihr auch Verantwortung. Es stand mir nicht zu, einem Menschen eine solche Qual zu bereiten, wie ich sie in seinen Augen gelesen hatte.

Aber warum?, dachte ich verwirrt. Was war in dieser Van Dengsterstraat, daß der bloße Gedanke daran einen Menschen halbwegs in den Wahnsinn trieb?

Erst nach einigen Augenblicken bemerkte ich den Passanten, der neben mir stehen geblieben war. Es handelte sich um einen kleinen, verhutzelten Mann, der einen schlecht sitzenden und selbst für Amsterdamer Verhältnisse mehr als altmodischen Anzug trug und dessen spitzes Gesicht mich irgendwie an eine Ratte erinnerte. Seine Augen waren fast ohne Pupillen.

„Habe ich recht gehört, Mijnheer? Sie suchen die Van Dengsterstraat? Da kann ich Ihnen ganz sicher helfen,“ sagte er und entblößte seine gelben Zähne zu einem widerlichen Grinsen. Die kleinen, rotgeränderten Augen starrten mich so lauernd an, als wolle er mein Innerstes nach außen kehren, um zu untersuchen, wie er mich am besten übers Ohr hauen konnte.

Der Kerl gefiel mir ebenso wenig wie ein Kilo Arsen zum Frühstück. Aber ich war viel zu verwirrt und betäubt von der extremen Reaktion des Kutschers, um den Gedanken zu Ende zu verfolgen. Und es war das erste Mal, daß ich jemanden traf, der wenigstens zugab, diese Straße zu kennen.

Der Fremde deutete mein Schweigen wohl als stumme Aufforderung weiterzureden, und kam ihr nach. „Sie haben Ihre Suche an der falschen Stelle begonnen, Mijnheer. In diesem vornehmen Viertel werden Sie vergebens nach jemandem suchen, der Sie zur Van Dengsterstraat fährt. Da müssen Sie schon in die Nähe des Hafens gehen und sich von einem Kahnführer hinbringen lassen.“

Er deutete eine Verbeugung an, die mir ziemlich grundlos erschien, und fuhr verschlagen fort: „Darf ich Ihnen den Schiffer Nies empfehlen? Sie finden ihn an der St.-Vincentius-Brücke!“

Mit einem Kichern lüftete der Mann seinen Hut und schlurfte die Straße hinab. Er ließ mich mit dem Gefühl zurück, daß er mehr über diese geheimnisvolle Adresse wußte, und so rief ich ihm nach.

„He! Sie da! Warten Sie! Ich habe noch eine Frage!“

Der Fremde ging unbeeindruckt weiter. Ich rief noch einmal nach ihm, aber mein geheimnisvoller Helfer schien ganz plötzlich mit Taubheit geschlagen zu sein.

Als ich hinter ihm herlief, begann auch er zu rennen. Er mußte Augen im Hinterkopf haben, denn ganz gleich, wie schnell oder wie langsam ich mich bewegte, er paßte sich immer meinem Schritt an, obwohl er sich kein einziges Mal nach mir umdrehte.

Zuerst rannte er immer geradeaus an der Gracht entlang, und ich dachte schon, er wolle schnurstracks zum Hafen laufen. Doch mit einem Mal bog er ohne jede Vorwarnung in eine schmale Lücke zwischen zwei Häusern ein.

Keine fünf Sekunden später erreichte ich die Gasse ebenfalls und schaute hinein.

Sie war wie leergefegt. Von dem kleinen Mann mit dem Rattengesicht war nichts mehr zu sehen.

Meine Unachtsamkeit verwünschend, ging ich zweimal zwischen den tür- und fensterlosen Mauern auf und ab, ohne jedoch die geringste Spur von dem Mann zu finden. Schließlich gab ich die Suche auf und machte mich zur St.-Vincentius-Brücke auf, im Stillen auf eine neuerliche, endlose Odyssee durch diese Stadt gefasst. Aber zu meiner größten Verwunderung fand ich sie wenige Schritte hinter der Einmündung der Gasse, in der der rattengesichtige Mann verschwunden war. Und mit einem Mal war ich ganz sicher, daß er nicht zufällig in diese Richtung gelaufen war...

Ein unbestimmtes Gefühl hielt mich davon ab, sofort nach dem Schiffer Nies zu fragen. Ich stieg zu einem Steg hinab, an dem einige nicht besonders Vertrauen erweckende Bootsleute herumlungerten, wartete, bis sie mit ihrer stummen Musterung fertig waren, und forderte dann einen von ihnen auf, mich zur Van Dengsterstraat zu bringen.

Er erbleichte, sah mich einen Herzschlag lang wie einen Verrückten an, spie wortlos seinen Priem ins Wasser der Gracht, sprang in seinen Kahn und ruderte wortlos davon.

Der nächste Schiffer, den ich fragte, machte erschrocken das Kreuzzeichen.

Dem dritten, der gerade anlegte, fielen vor Schreck die Riemen aus der Hand.

Und so weiter.

Nies sah aus wie ein alter Pirat, dem es auf das eine oder andere Menschenleben nicht ankommt. Sein Gesicht war eine Ruinenlandschaft aus Narben und tiefen, von Salzwasser und Wind eingegrabenen Linien, und der Blick seiner eng beieinander stehenden, trüben Augen ließ mich innerlich frösteln.

Trotzdem wurde auch er kreidebleich, als ich ihm mein Fahrziel nannte. Erst nach einem tüchtigen Schluck aus dem Geneverkrug, den er unter seiner Sitzbank stehen hatte, faßte er sich wieder so weit, daß er „Macht zehn Gulden“ murmeln konnte.

Für einen Moment wußte ich nicht, ob ich aus der Haut fahren oder ihn schlichtweg auslachen sollte. „Wie bitte?“ fragte ich. „Sagten Sie—*zehn Gulden*, Mijnheer? Bei allem Verständnis, aber dafür kann ich ja Ihren Kahn kaufen.“

„Sie können ja wieder aussteigen!“ antwortete er mit einer Stimme, der ich anmerkte, daß ihm das wirklich am liebsten gewesen wäre. „Vielleicht schwimmen Sie lieber hin. Oder Sie zahlen fünfzehn Gulden.“

Ich ächzte. „Fünfzehn? Gerade waren es noch zehn!“ begehrte ich auf.

Nies schüttelte mit steinerner Miene den Kopf. „Sie irren sich, Mijnheer. Gerade waren es *zwanzig*. Jetzt sind es *fünfundzwanzig*.“

Ich starrte ihn an, schluckte die Bemerkung, die mir auf der Zunge lag, herunter und beeilte mich, zustimmend zu nicken und ihm zuzulächeln, als hätte er mir eine Freude gemacht—ehe sein Preis eine Höhe erreicht hatte, für den ich die komplette Van Dengsterstraat kaufen konnte. Eine unbestimmte Ahnung sagte mir, daß ich selbst für die zehnfache Summe keinen zweiten Bootsmann finden würde, der mich zur Van Dengsterstraat fahren würde.

„Abgemacht,“ murmelte ich.

Nies sah mich mit zusammengekniffenen Lidern an, musterte mich noch einen Herzschlag lang mit gierigem Blick, dann löste er die Kette, mit der der Kahn am Ufer befestigt war, und lenkte ihn mit gemächlichen Ruderschlägen in die Gracht hinaus.

Das Boot gefiel mir noch weniger als sein Besitzer, so alt und morsch war es. Verfaultes Bilgenwasser schwappte auf seinem Boden hin und her und spritzte auf meinen Mantel. Ein Tropfen streifte meine Wange. Ich wischte angewidert mein Gesicht ab und sah dann auf die Gracht hinaus. Der Dreck, der am Ufer lag, die verrotteten Fischerkähne und schmierigen Hausboote rechts und links und der Gestank, der vom Wasser hochstieg, zeigten deutlich, daß wir in kein sehr vornehmes Viertel dieser Stadt hineinfuhren. Trotzdem hätte ich nicht so angeekelt sein dürfen. Es war eine Gegend wie diese, in der ich aufgewachsen war und die meisten Jahre meiner Jugend verbracht hatte. Und es war noch nicht einmal sehr lange her...

Wir kamen an einigen halb verfallenen Häusern vorbei und bogen schließlich in eine schmale Gracht ein, die auf beiden Seiten von hohen grauen Mauern eingeschlossen war. Ich fühlte eine seltsame Anspannung, die jedoch nicht aus mir selbst kam, sondern irgendwie von diesen Wänden ausging. Häuser können im Laufe der Zeit Eigenleben entwickeln, ähnlich wie alte Bäume und gewisse Landschaften. Doch das, was ich hier wahrzunehmen glaubte, ging weit über jedes normale Maß hinaus, und es bedeutete nichts Gutes. Für einen Moment verglich ich das Gefühl mit dem finsternen Hauch, der das Haus meines Vaters am Ashton Place in London umgab, den Odem der Magie und verbotenen Macht, der sich in seinen uralten Mauern eingenistet hatte.

Aber der Vergleich stimmte nicht. Das hier war etwas anderes. Etwas ganz anderes.

Ich roch förmlich das Böse hinter dem Moder, der aus den schief in den Angeln hängenden Fenstern herauswehte, den unsichtbaren Griff dunkler, dräuender Mächte, als blickten die glaslosen Fensterrahmen beiderseits der Gracht wie erloschene Augen auf den Fremden herab, der sich in ihren Machtbereich verirrt hatte. Unwillkürlich stand ich auf.

Dabei übersah ich, wie das Boot auf eine niedrige Brücke zufuhr, und knallte mit dem Kopf unsanft gegen die Steine. Als ich wieder mehr als kreisende Sterne vor meinen Augen sehen konnte, fand ich mich in der fauligen Brühe zwischen den Spanten wieder. Heute war wirklich nicht mein Glückstag.

Spott funkelte aus den Augen des Schiffers, als ich auf die Knie kam und meinen schmerzenden Schädel betastete.

„Sie hätten mich ja auch warnen können!“ murmelte ich. „Oder ist das zu viel verlangt für fünfundzwanzig Gulden?“

Nies grinste, sagte ungerührt: „Dreißig“ und brachte den Kahn mit ein paar kräftigen Ruderschlägen neben der Brücke zum Halten. Erneut schluckte ich die wütende Antwort, die mir auf den Lippen lag, herunter. Nies hätte ohnehin nur mit „Fünfunddreißig“ oder „Vierzig“ geantwortet.

„Dort ist die Van Dengsterstraat,“ quetschte er zwischen den Zähnen hervor und deutete mit dem Daumen nach vorne.

Ich nickte ärgerlich, streifte den Dreck so gut es ging von meinem Mantel und meiner Hose und stieg ans Ufer.

Nies wartete stumm, bis ich ihn bezahlt hatte, dann stieß er seinen Kahn ab und legte sich so wild in die Riemen, daß sich die Schäfte bogen. Er ruderte nicht einfach davon, er floh...

Nachdenklich sah ich mich um. Die Van Dengsterstraat wirkte wie eine Scharte, die ein Riesenschwert in die düsteren Mauern geschlagen hatte: finster und hart, mit scharfen, wie mit wütenden Messerstrichen gezogenen Kanten und Linien. Ich suchte vergebens nach einem Stück blauen Himmels über ihr. Ich war in eine höhlenähnliche Schlucht geraten, in die sich seit Jahrhunderten kein Sonnenstrahl mehr verirrt hatte.

Von den meisten Häusern war der Verputz abgeblättert. Einige der alten Bruchsteinmauern waren unter ihrem Gewicht zusammengestürzt und nur notdürftig repariert worden, und auf der Straße türmte sich der Schutt. Er stank nach menschlichen Ausscheidungen und Fäulnis, und an einer Wand lag der halb verfaulte Kadaver eines dünnen Hundes.

Ganz langsam begann ich zu begreifen, warum außer Nies niemand bereit gewesen war, mich hierher zu bringen. Die Straße war nicht nur eine Beleidigung für Auge und Nase, sie schien mir ein wahres Paradies für Straßenräuber zu sein. Ich bedauerte, zu meinem Stockdegen nicht noch einen Revolver mitgenommen zu haben. Doch es war zu spät, sich jetzt noch anders zu besinnen. Also faßte ich meinen Spazierstock fester und trat beherzt auf die erstbeste Tür zu. DeVries hatte mir zwar den Straßennamen, nicht aber die Hausnummer gesagt, bevor er starb. Geschweige denn, wonach ich suchen sollte.

Nun—sehr viele Bewohner konnte diese Straße kaum haben—sah man von Kakerlaken und Ratten ab.

Auf mein Klopfen hin hörte ich es drinnen rascheln. Heisere, zischende Stimmen erklangen hinter blinden Scheiben, irgendetwas polterte, dann brüllte jemand zornig und in einer Sprache, die ich nicht verstand. Doch niemand machte mir auf.

Ich schaute durch ein mit zerrissenem Papier notdürftig abgedecktes Fenster und glaubte noch, eine Bewegung im Hintergrund zu erkennen. Dann war alles still. Verwundert klopfte ich noch einmal und ging dann weiter zur Nachbarstür.

Der Erfolg war der gleiche.

Mit ständig sinkender Hoffnung wanderte ich die Van Dengsterstraat hinab, im Zickzack, immer von einer Straßenseite zur anderen wechselnd, um nur kein Haus und keine Tür auszulassen. Mein Zorn auf DeVries wuchs. Vielleicht hatte er mich doch belogen; vielleicht hatte er mir diese Adresse sogar absichtlich genannt, damit ich in dieser zweifellos von Dieben und Mordgesindel bewohnten Gegend ums Leben kam und er sich so noch nach seinem Tode an mir rächen konnte. Schließlich erreichte ich ein Haus, das nicht ganz so verfallen und heruntergekommen aussah wie die anderen Ruinen, die die Van Dengsterstraat zierten; was nicht hieß, daß es etwa in gutem Zustand gewesen wäre.

Es befand sich ganz am Ende der Straße und lehnte ein wenig schräg, als hätte es nicht mehr die Festigkeit, aus eigener Kraft zu stehen, an der graubraunen Ruine des Nachbargebäudes. Es war das letzte Haus der Straße, und nachdem ich überall vergeblich geklopft hatte, hatte ich kaum noch Hoffnung, hier Erfolg zu haben.

Trotzdem—ich mußte es versuchen. DeVries hatte die Wahrheit gesagt, ehe er starb. Das, was ich suchte, war hier, in dieser Straße, in irgendeinem der heruntergekommenen Rattenester, die einmal von menschlichen Wesen bewohnte Häuser gewesen waren.

Nur, daß ich selbst nicht genau wußte, wonach ich eigentlich suchte...

Mit gemischten Gefühlen stand ich vor einer breiten Freitreppe aus weißem Carrara-Marmor mit vergoldetem Geländer. Über der ersten Stufe wölbte sich ein Torbogen aus zwei Schlangen, deren Schwänze und Köpfe miteinander verflochten waren. Am oberen Ende prunkte eine mit filigranhafte Bronzebeschlägen geschmückte Tür.

Treppe und Tür gehörten zu einem wuchtigen Patrizierhaus in altertümlich holländischem Stil, das in dieser schäbigen Gegend ebenso verfehlt wirkte wie ein Hilfsmatrose in einem feinen englischen Club. Früher einmal mußte dieses Haus eine prachtvolle Villa gewesen sein; das sah man ihm auch nach den vielen Jahrzehnten noch an. Es schien ein unsichtbares Flair von Zeitlosigkeit und Anmut auszustrahlen; trotz der abblättrenden Farbe und der zerborstenen, schräg in den Angeln hängenden Läden, hinter denen grau gewordene Scheiben wie getrübte Augen das Licht der Sonne aufsaugten.

Ich hatte das Haus erst gesehen, als ich genau davor stand, dessen war ich mir sicher. Dabei war ich jedoch mit Sicherheit in keine Nebengasse der Van Dengsterstraat abgebogen. Und an eine Kurve konnte ich mich auch nicht erinnern. Verwirrt drehte ich mich um und sah zur Gracht hinab. Die Straße führte wie mit dem Lineal gezogen genau auf die Brücke zu, an der mich Nies abgesetzt hatte.

Wieder ein Rätsel; keines, das mir diese unheimliche Gegend sympathischer machte. Doch obwohl ich mehr Widerwillen denn je empfand, stieg ich die Treppe empor und betätigte den löwenköpfigen Türklopfer. Vielleicht fand ich hier endlich Leute, die mir einen Hinweis auf das Haus geben konnten, in dem ich das geheime Quartier der Templer vermutete.

Schon nach wenigen Sekunden waren Schritte zu vernehmen. Die Tür schwang auf, und ein livrierter Lakai steckte seinen Kopf heraus. „Womit kann ich dienen, Mijnheer?“ fragte er.

Ich war über diesen plötzlichen, nach all den Enttäuschungen schon unerwarteten Erfolg derart überrascht, daß ich einen Moment herumstotterte, ehe ich wieder Worte fand.

„Verzeihen Sie die Störung,“ sagte ich. „Ich... ich suche einen Bekannten, der irgendwo in dieser Straße wohnt. Aber ich kann leider sein Haus nicht finden.“

Ich nannte ihm den Namen des umgekommenen Templers und beschrieb sein Äußeres, so gut ich konnte. Dabei behielt ich ihn genau im Auge. Aber sein blaßes Gesicht zeigte keine Regung. Entweder hatte er den Namen DeVries wirklich noch nie zuvor in seinem Leben gehört—oder er war der beste Schauspieler, der mir je untergekommen war.

Der Diener schien einen kurzen Moment zu überlegen, dann bat er mich mit einer Verbeugung, einzutreten. „Bitte, Mijnheer, wenn Sie einen Augenblick im Salon warten wollen. Mein Herr befindet sich zwar im Moment außer Haus, aber ich bin sicher, daß Ihnen die Herrin behilflich sein kann!“

Der Boden der Empfangshalle war mit wertvollen Teppichen ausgelegt, und die Möbel und Seidentapeten hätten dem Schloß jeden Herzogs zur Zierde gereicht. Doch auch der Duft der Rosen, die in allen möglichen Gefäßen herumstanden, konnten den Geruch nach Moder und Verwesung nicht überdecken, der mir aus jeder Ecke entgegenströmte. Ich kam mir vor wie in einem Museum, in dem man vor zwei oder drei Menschenaltern vergessen hatte, eine Putzfrau einzustellen.

Der Lakai führte mich in ein holzgetäfeltes Zimmer, von dessen Decke ein schwerer Lüster aus böhmischem Kristall hing. Obwohl sicher mehrere hundert Kerzen in ihm brannten, hatte ich das Gefühl, in eine schwarze Grube gefallen zu sein. Etwas Unsichtbares, Düsteres schien in der Luft zu hängen und die Helligkeit aufzusaugen. Auch das hoch auflodernde Holzfeuer im Kamin vertrieb weder die Dunkelheit noch die Kälte, die meine Knochen schier zu Eis erstarren ließ.

Ich trat an den Kamin, um die Hände über den Flammen zu reiben, und überlegte bereits, wie ich mich so schnell wie möglich wieder aus diesem unheimlichen Haus entfernen konnte. Es war nicht gut, sich in einem Haus wie diesem lange aufzuhalten. Unwillkürlich mußte ich wieder an die sonderbare Reaktion des Kutschfahrers denken. Die Angst, die ich in seinen Augen gelesen hatte...

Ich hörte die Tür gehen, drehte mich um und sah eine ältliche Matrone in großer Toilette hereinrauschen. Ihr Kleid war wohl das Teuerste an Garderobe, was ich bis zu dem Zeitpunkt gesehen hatte. Es wirkte nur um die vierzig Jahre hinter der Mode zurück und roch so muffig und scharf, als käme es direkt aus einer Manufaktur für Mottenkugeln. Nun—wenigstens paßte es zum Gesicht seiner Trägerin; oder dem, was unter den zahllosen Schichten von vor zwanzig Jahren eingetrockneter Schminke zu erkennen war. Gottlob war es nicht viel.

Hinter meiner Stirn begann eine Alarmglocke zu läuten. Dieses Haus war nicht nur alt. Irgendetwas stimmte hier nicht. Ich wußte noch nicht, was, aber ich spürte die Gefahr wie eine körperliche Berührung. Etwas schien mich zu belauern, etwas Großes, Mächtiges und Gefährliches.

Ich verbeugte mich, unterdrückte meine Abneigung gegen Mottenkugeln und führte die rechte Hand der Dame an meine Lippen, um sie zu küssen.

Es war, als hätte ich eine vom Nachtfrost erstarrte Schlange ergriffen. Oder eine Leiche.

Sie grüßte mich freundlich und lud mich ein, neben ihr auf dem Diwan Platz zu nehmen. „Frans sagte mir bereits, daß Sie einen Freund in dieser Straße aufsuchen wollen, ihn aber nicht finden,“ sagte sie mit einer Stimme, die überraschend weich und geschmeidig klang. „Ich bin sicher, Ihnen helfen zu können, denn ich kenne alle Leute, die hier wohnen. Wie heißt denn Ihr Freund?“

„Er ist ein Ausländer und nennt sich...“ begann ich, sprach aber nicht weiter, als ich sah, daß meine Gastgeberin sich nicht einmal die Mühe machte, wenigstens so zu tun, als höre sie mir zu.

Im gleichen Augenblick sah ich im Licht der Kerzen einen Schatten auf mich zugleiten; schnell und mit einer kraftvollen, aggressiven Bewegung. Instinktiv sprang ich auf.

Die Bewegung rettete mir vermutlich das Leben, denn den Bruchteil einer Sekunde später krachte eine Keule auf die Stelle, an der ich eben noch gesessen hatte, zerfetzte den Stoff und riß einen armlangen Span aus der Diwanlehne.

Ich duckte mich, trat hastig einen Schritt zurück und hob kampfbereit die Hände.

Der vierschrötige Kerl, der mich angegriffen hatte, sprang erstaunlich leichtfüßig über den Diwan und stürmte mit erhobener Keule auf mich zu. Ich wich seinem Schlag aus, brachte ihn mit einem Fußfeger zu Fall und schlug ihm den Kristallknauf meines Stockdegens gegen die Schläfe.

Der Bursche sank mit einem erstickten Seufzer zu Boden, verdrehte die Augen und erschlaffte.

Aber der rasche Sieg brachte mir keine Atempause, denn schon hatte ich zwei weitere Kerle am Hals, die wie aus dem Nichts aufgetaucht waren. Auf ihren Gesichtern stand eine Mischung aus grimmiger Entschlossenheit und einer dämlichen Erheiterung geschrieben, die ich mir nicht erklären konnte.

Einen Augenblick lang glaubte ich es mit einem Banditenüberfall von außen zu tun zu haben, doch ein Blick in das beinahe freudig erregte Gesicht der Matrone belehrte mich eines Besseren. Sie hatte ganz genau gewußt, welcher Art die Hilfe war, die sie mir angedeihen lassen wollte. Dieses Haus war eine Falle. Und ich war vermutlich nicht der Erste, der durch seine Tür hinein-, aber nicht mehr herauskam.

Nun, was diesen Umstand anging, gedachte ich ihr und ihren Mordbuben eine Lektion zu erteilen.

Ich durchquerte mit einem mächtigen Satz den Raum und zog den Stockdegen. Die beiden Männer zögerten, als die Klinge im Licht des Lüsters aufblitzte. Dann sahen sie sich kurz an, trennten sich und kamen von zwei Seiten auf mich zu. Gleichzeitig stand der Kerl, den ich niedergeschlagen hatte, schon wieder auf und reihte sich in die Front meiner Gegner ein, als sei nichts geschehen. Der Bursche mußte die Widerstandskraft eines Ochsen besitzen.

Einige Sekunden später hatten mich die Burschen bis an die Wand zurückgedrängt. Wenigstens nahmen sie an, daß es so war. Ich tat so, als wäre ich halb von Sinnen vor Angst, bewegte den Stockdegen mit kleinen, nervösen Rucken hin und her und suchte scheinbar verzweifelt nach einer Möglichkeit, zwischen den Kerlen durchzubrechen.

Einer von ihnen fiel auf die Finte herein, kam mit kampflustig erhobenen Händen näher und ging keuchend zu Boden, als ich mit dem Degen antäuschte und

ihm gleichzeitig eine so schallende Ohrfeige versetzte, daß er meinen mußte, Big Ben in seinem Schädel schlagen zu hören.

Die beiden anderen blieben erschrocken stehen. Aber nur für einen Moment. Die Überraschung wich so schnell von ihren Zügen, wie sie gekommen war, und machte wieder dem dümmlichen, irritierten Lächeln Platz.

Ein höhnisches Kichern ertönte, und eine weitere Gestalt betrat den Raum.

Es war der verhutzelte Mann, der mir vor meinem Hotel den Weg zur Van Dengsterstraat gewiesen hatte. Sein Blick gefiel mir ganz und gar nicht. Es war genau die Art, in der ein Raubtier seine Beute anstarrt, die ihm nicht mehr entkommen kann. Sein Rattengesicht verzog sich zu einem zufriedenen Grinsen.

„Wir wollen und dürfen Sie nicht töten, Craven,“ sagte er mit einem süffisanten Grinsen. „Doch es macht meinen Männern nichts aus, Sie zum Krüppel zu schlagen, wenn Sie sich uns nicht freiwillig ergeben und mit uns kommen!“

Und plötzlich war etwas in seinem Blick, was mich innerlich zu Eis erstarren ließ. Es war wie das düstere *Etwas*, das das Licht im Zimmer aufsaugte und Kälte verbreitete, ungreifbar und körperlos, aber deutlich zu spüren. Irgendetwas war plötzlich anders. Aus dem Spiel war Ernst geworden.

Und mit einem Male begriff ich, daß es unter Umständen hier nicht mehr um Leben und Tod, sondern um mehr ging...

„Wer sind Sie, und was wollen Sie von mir?“ fragte ich ihn mit mehr lauter als fester Stimme.

Rattengesicht zuckte mit den Achseln. „Das geht Sie im Moment zwar noch nichts an,“ sagte er, „aber vielleicht erzähle ich es Ihnen, wenn Sie Ihre Waffe wegwerfen und die Hände über den Kopf heben!“

„Glauben Sie, ich würde mich wie ein Lamm zur Schlachtbank führen lassen?“ fragte ich. „Wenn Sie mich wirklich so gut kennen, wie es scheint, dann sollten Sie wissen, daß ich das nicht tun werde. Was wollen Sie von mir? Ich kenne Sie nicht, und ich habe keinen Streit mit Ihnen.“

„Nun, ich habe Ihnen eine Chance gegeben, Craven!“ antwortete er mit häßlich verzogenem Gesicht und wandte sich an die drei Schlägertypen. „Los, entwaffnet und bindet ihn!“

Wie durch ein Wunder gelang es mir, den ersten Schlägen der wuchtigen Keulen auszuweichen. Ich steppte zur Seite und nahm einen Schlag gegen die Schulter hin, um einem der Burschen meine Degenklinge in den Oberschenkel zu rammen. Der Kerl wankte einen Moment und schaute wie verwundert auf die klaffende Wunde. Dann hob er die Keule ungerührt zum nächsten Schlag. Er schien den Schmerz nicht einmal zu spüren!

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie die Tür aufsprang und der Diener hereinstürmte, eine wertvolle chinesische Vase packte und nach mir schleuderte. Das antike Wurfgeschloß zerschellte neben meinem Gesicht an der Wand und überschüttete mich mit scharfkantigen Splittern. Aber ich war für einen Moment abgelenkt, und meine drei Gegner nutzten diesen kurzen Moment aus. Eine Hand krallte sich in mein Haar und riß daran. Gleichzeitig streifte ein Keulenschlag meine Rippen und trieb mir die Luft aus dem Leib.

„Gut gemacht, Croff. Ja! Paßt auf! Gleich habt ihr ihn!“ schrie Rattengesicht, schlug sich vor Vergnügen auf die Oberschenkel und sprang herum, als hielte er sich für Rumpelstilzchen. Seine Handlanger bildeten einen Halbkreis um mich

und droschen mit ihren Keulen nach meinem Stockdegen. Sie hätten mich jetzt längst treffen können, aber sie gehorchten Rattengesichts Befehl und versuchten nur mich zu entwaffnen.

Ich unterlief einen Hieb und rammte dem Kerl, der zugeschlagen hatte, das Knie in den Unterleib; das war zwar nicht sehr fair, aber wirksam.

Jedenfalls war es das bisher immer gewesen...

Es war ein Gefühl, als hätte ich gegen eisverkrustetes Holz geschlagen. Der Mann verzog die Lippen zu einem häßlichen Grinsen und holte zum nächsten Schlag aus.

„Du kannst nicht entkommen, Craven! Gib doch auf!“ kicherte der Kleine.

Mein Blick irrte durch den Raum und blieb auf einem großen, straßenseitigen Fenster haften. Ich raffte alle Kraft, die ich noch hatte, zusammen, nahm einen weiteren, mörderischen Hieb gegen den Leib in Kauf, trat dem Besitzer der Keule dafür mit aller Macht auf den Fuß und drehte den Absatz, kurz und schnell und mit dem ganzen Gewicht meines Körpers belastend, um.

Der Kerl brüllte auf, ließ seine Keule fallen und sprang, ungeschickt mit den Armen rudernd und nur auf einem Bein hüpfend, zurück. Ich half der Entwicklung noch ein wenig nach, indem ich ihm einen Stoß vor die Brust versetzte, der ihn haltlos gegen seine beiden Spießgesellen taumeln ließ.

Im nächsten Moment schoß ich zwischen ihnen hindurch, fegte den Diener mit dem Ellbogen beiseite und hechtete durch das splitternde Glas.

Für einen Moment war ich benommen. Ein dumpfer Schmerz pochte in meinem Schädel, und vor meinen Augen tobten graue und rote Schleier. Mühsam stemmte ich mich hoch, blinzelte die Tränen fort und sah mich mit einer Mischung aus Staunen und banger Besorgnis um.

Ich war nicht auf der Straße gelandet, sondern in einem mit allerlei Gerümpel vollgestopften, niedrigen Raum. Bestialischer Gestank raubte mir den Atem, schrille Schreie peinigten meine Ohren. Ich sprang auf, duckte mich kampfbereit und hob die Waffe. Mein Degen beschrieb einen Halbkreis, doch er traf nur leere Luft.

Wo war die Straße? dachte ich verstört. Ich war durch das Fenster nach draußen gehechtet—aber um mich herum waren Wände...

Langsam begannen sich meine Augen an das Dämmerlicht zu gewöhnen, und aus amorphen Schatten wurden Umrisse.

Ich war nicht allein! Eine Anzahl lemurenähnlicher Geschöpfe drückte sich in den hintersten Winkel der Kiste. Zweimal mußte ich hinsehen, bis ich in ihnen Kinder erkannte. Ihre weit aufgerissenen Augen wirkten wie leuchtende, gläserne Murmeln, in denen die Furcht wie verzehrendes Feuer loderte.

„Keine Angst! Ich tue euch nichts!“ sagte ich, trat einen Schritt auf sie zu und senkte mit verlegenem Lächeln den Degen. Doch sie drängten sich noch ängstlicher aneinander und verschmolzen stumm mit den Schatten.

Dann hörte ich hinter mir ein Geräusch, schnellte herum und starrte auf ein kleines Loch in der Wand, das nur wenig mehr als die Breite meiner Schultern besaß und vor einer Sekunde noch nicht da gewesen war. Einer meiner Gegner riß gerade die Reste einer Papierbespannung beiseite und zwängte seinen Oberkörper durch den brüchigen Rahmen.

„Gleich habe ich dich, Craven!“ jubelte er und holte mit der Keule aus.

Ein Zurückweichen war unmöglich. So stieß ich zu. Ich wollte ihm den Degen in die Schulter bohren, um ihn zu entwaffnen. In dem Augenblick jedoch verlor er den Halt, schlitterte auf mich zu und rammte sich selbst den Degen in die Kehle.

Der Stich hätte tödlich sein müssen. Doch der Mann schrie nur auf, riß sich die Klinge aus der Wunde und glitt aus dem berstenden Fensterrahmen. Er schlug auf dem Boden auf und erhob sich sogleich wieder mit der Leichtigkeit einer Katze.

Einen Augenblick später verwandelte sich sein Gesicht in eine dämonische Fratze. Er wälzte sich wie ein gereizter Bär auf mich zu und streckte seine Pranken nach meinem Hals aus. Mit einem verzweifelden Satz sprang ich zurück und schlug mit dem Degen nach seinem Arm, aber der unheimliche Angreifer schien diese neuerliche Verletzung nicht einmal zu spüren.

Verzweifelt sah ich mich nach einem Fluchtweg um. Die Kinder hatten sich in eine Ecke des Raumes gedrängt und verfolgten den ungleichen Kampf aus großen, schreckgeweiteten Augen; hinter und neben ihnen stapelten sich Gerümpel und Abfall—und dann entdeckte ich eine Tür. Verzweifelt sprang ich hin, sah einen verrosteten Schlüssel stecken, riß ihn vor Erregung fast aus dem Schloß und versuchte verzweifelt, die Tür aufzubekommen.

Hinter mir begann der Boden unter den stampfenden Schritten meines Verfolgers zu zittern. Ein Schatten wuchs über meinem eigenen auf der Tür auf, und plötzlich spürte ich den eisigen Luftzug.

Ich versuchte nicht einmal dem Hieb auszuweichen, sondern warf mich mit aller Macht nach hinten und stieß mit dem Ellbogen zu.

Die Keule traf wenige Zentimeter neben meinem Kopf gegen die Tür und ließ das Holz splintern; im gleichen Augenblick krachte mein Ellbogen gegen das Brustbein des Angreifers.

Sein wütendes Brüllen verwandelte sich in eine Folge unnatürlicher, keuchender Laute. Er wankte, ließ seine Keule fallen und krampfte die Hände über dem Leib zusammen.

Als ich mich zu ihm herumdrehte, sank er ganz langsam in die Knie und starrte mich aus hervorquellenden Augen an.

Ich stieß seine Keule mit dem Fuß vollends zur Seite, versetzte ihm einen Stoß, der ihn hilflos nach hinten und zur Seite fallen ließ—und stöhnte auf.

Die Kinder waren näher gekommen, während ich mit dem Schläger gekämpft hatte. Ihre Gesichter wirkten leer und starr wie zuvor, so leblos wie die von Puppen, aber der Ausdruck in ihren Augen hatte sich verändert.

Vorhin hatte ich Furcht in ihren Blicken gelesen.

Jetzt starrten sie mich voller Zorn und Wut an.

Und plötzlich blitzten Waffen in ihren Händen—schartige Messer, gezackte Glas- und Spiegelscherben, rostige Nägel; einer schwang ein Brett, durch das Nägel geschlagen waren, und eine kleine Gestalt richtete einen altertümlichen Vorderlader auf mich und fummelte ungeschickt an seinem Spannschloß.

Instinktiv hob ich den Degen. Die zuvorderst stehenden Kinder prallten zurück, aber ich las keine Angst in ihren Augen.

Trotzdem senkte ich meine Waffe wieder. Ganz egal, aus welchem Grund sie mich angriffen—es waren Kinder. Ich konnte nicht gegen sie kämpfen. Nicht einmal, wenn es um mein Leben ging.

Ich wartete, bis sie wieder näher kamen, dann versetzte ich einem von ihnen einen überraschenden Stoß, der ihn zurücktaumeln und gegen die anderen prallen ließ, wirbelte herum und riß die Tür auf. Hinter mir zerriß ein ohrenbetäubender Knall die Stille, und dicht neben meiner Schulter schlug etwas in den Türrahmen. Die Luft stank plötzlich durchdringend nach Schießpulver.

Ich stürzte durch die Tür, warf sie hinter mir ins Schloß und suchte einen Moment vergebens nach einem Riegel oder irgendeiner anderen Möglichkeit, sie zu versperren. Mit einem wütenden Knurren fuhr ich herum, blickte einen Moment unentschlossen nach rechts und links und rannte schließlich los.

Es vergingen nur wenige Augenblicke, bis die Tür hinter mir erneut aufgerissen wurde. Ich sah im Laufen über die Schulter zurück. Aber es waren nicht die Kinder, die mich verfolgten, sondern die beiden Schläger, die mich im Salon überfallen hatten. Der Anblick erleichterte mich fast.

Ich lief noch schneller, erreichte eine Gangbiegung und stürzte nach rechts, ohne zu denken. Eine verschlossene Tür versperrte mir den Weg. Ich suchte gar nicht erst nach einem Schlüssel, sondern rammte das morsche Holz mit der Schulter ein, taumelte in den dahinterliegenden Raum und fing meinen Sturz im letzten Moment mit wild rudernden Armen ab.

Sofort verdoppelten meine Verfolger ihre Anstrengungen mich einzuholen. Getetzt sah ich mich um, erkannte aber nichts als Dunkelheit und die verschwommenen grauen Schatten wehender Spinnweben und hob kampfbereit die Klinge.

In diesem Augenblick erfüllte ein Fiepen und Pfeifen die Schwärze des Raumes um mich. Schwarze Schatten stürzten von oben auf mich zu und schlugen klatzend auf mich ein. Ich sah riesige gelbe Augen und lange weiße Fangzähne vor meinen Augen tanzen und spürte, wie ich wieder und wieder gebissen wurde.

Irgendwie gelang es mir, mein Gesicht mit einem Zipfel meines Mantels zu bedecken, um die Augen zu schützen. Dann ließ ich die Klinge wirbeln und hackte auf die schwirrende Wolke ein, so schnell ich konnte. Trotzdem brannte mein Gesicht nach drei, vier Atemzügen schon so, als wäre meine Haut versengt. Die Berührung der winzigen Krallen und Zähne schmerzte höllisch.

Der Spuk hörte ebenso schnell wieder auf, wie er gekommen war. Ich hörte noch sich rasch entfernendes Flügelrauschen, dann waren die schwarzen Schatten verschwunden.

Keine zehn Sekunden später erreichten meine Verfolger hinter mir die Tür und stürmten brüllend in den Raum. Da ich keine zweite Tür und kein Fenster sah, durch das ich fliehen konnte, rannte ich die Treppe hoch in den nächsten Stock und kletterte dann eine wacklige, halb verfaulte Leiter empor, die zum Dachboden führen mußte. Zum Teufel—wie groß war dieses Haus?

Die Falltür klemmte, doch ich stieß sie mit einem Ruck auf und zwängte mich rücksichtslos hindurch. Das Dach war halb eingebrochen. Zerbrochene Sparren und Balken hingen wie bleiche Knochen eines bizarren Riesengerippes herab, aber es gab wenigstens Licht; und ich konnte zum ersten Mal, seit ich die Van Dengsterstraat und dieses Häuserlabyrinth betreten hatte, wieder die Sonne sehen,

Schnell zog ich die Leiter zu mir herauf und schloß die Falltür wieder. Ein Schwall wilder Flüche drang durch das morsche Holz zu mir hoch, und durch die breiten Risse zwischen den halb vermoderten Dielen sah ich, wie meine Verfolger die Fäuste in hilfloser Wut schüttelten.

Für einen Moment hatte ich Luft.

Meine Lage war mehr als verzweifelt. Meine Verfolger kannten dieses Gebäude zweifellos wie ihre Westentaschen, und sie würden über kurz oder lang einen Weg finden, zu mir heraufzugelangen. Einen Moment lang spielte ich ernsthaft mit dem Gedanken, auf das Dach hinaufzuklettern, um von dort auf ein Nachbarhaus zu springen, verwarf ihn aber rasch wieder. Selbst die Balken, die noch halbwegs fest aussahen, zerbröckelten mir unter den Händen; auf das Dach hinauszusteigen wäre glatter Selbstmord gewesen.

Dann entdeckte ich auf der anderen Seite des Dachbodens eine Tür und balancierte vorsichtig darauf zu.

Ziegelschutt knirschte unter meinen Sohlen; die Bohlen knarrten gespenstisch. Schon nach wenigen Schritten trat ich auf ein verfaultes Brett. Ich konnte mit Mühe einen Sturz in die Tiefe vermeiden und blieb mit klopfendem Herzen stehen. Allmählich verging mir auch der letzte Rest von Galgenhumor. Diese Ruine war nicht nur eine Mördergrube, sondern das reinste Irrenhaus.

Ich biß die Zähne zusammen und balancierte weiter auf die Tür zu. Hinter mir begann jemand mit einem harten Gegenstand gegen die Klappe zu hämmern. Holz knirschte, und plötzlich hörte ich einen unflätigen Fluch. Irgendetwas sauste an mir vorbei, so dicht, daß ich den Luftzug spürte, und löste eine wahre Holz- und Ziegellawine aus, als es in das Dach einschlug.

Ich spurtete los und spürte einen endlos langen Augenblick den Boden unter mir zittern, als die morschen Bretter vollends unter meinem Gewicht nachzugeben begannen. Ich stieß mich mit aller Macht ab, sprang, die Schulter voraus und mit zusammengebißenen Zähnen, gegen die geschlossene Tür—und spürte noch, wie hinter mir eine Art Falltür herunterschlug.

Zuerst war nur Dunkelheit gewesen. Eine Schwärze, die viel tiefer als die bloße Abwesenheit von Licht war; als wäre da etwas anderes, etwas wie eine körperliche Dunkelheit, ein stoffliches Nichts, erfüllt von Bosheit.

Er erinnerte sich, daß Zeit vergangen war, sehr viel Zeit. Zeit, in der er Schmerz verspürt hatte, Schmerz und eine Art der Furcht, die ihm neu gewesen war. Er hatte...

Ja—was eigentlich?

Shannon war verwirrt. Er erinnerte sich nicht, wo er war, nicht, wie er hierhergekommen war, und nicht, was dieses *hier* überhaupt war. Er war *drüben* gewesen, in dem schmalen Grenzbereich zwischen Realität und Wahnsinn, dem Reich der Schatten und der Furcht. Nicht aus freien Stücken, so viel wußte er. So wenig, wie er aus freien Stücken hier war. Er war geschickt worden. Er war hier, weil er irgendetwas tun sollte.

Aber er wußte nicht, was.

Plötzlich überkam ihn Übelkeit; ein rascher, schmerzender Schwindel, in dem noch ein schwacher Hauch des Terrors mitschwang, den sein Geist in der davorliegenden Zeit ertragen hatte. Selbst die bloße Erinnerung daran ließ ihn aufstöhnen.

Shannon taumelte, stützte sich mit der linken Hand an einer Mauer ab und versuchte das Schwindelgefühl zurückzudrängen, aber die absolute Kontrolle, die er normalerweise über seinen Körper ausübte, war ihm genommen.

Dann spürte er, wie *etwas* nach seinem Geist griff.

Ohne daß er es wollte, wurden seine Augen auf eine bestimmte Stelle in der Nähe des Hafens gerichtet.

Dächer, die vorher so normal und vollkommen unauffällig ausgesehen hatten, verschwanden nun trotz des herrlichen Sonnentages unter einer Dunstglocke, die sich zu einem dichten, dunklen Nebel verdickte. Für einen Moment sah Shannon nichts als wabernde Schatten.

Häuser schälten sich aus dem konturlosen Grau und verschwanden wieder. Einmal sah Shannon in einen tiefen See, dann erblickte er ein weites Meer vor sich, aus dem sich ein gewaltiger Tempelkomplex erhob. Eine urweltliche Landschaft löste die Tempel ab. Auf sie folgten herrliche Paläste aus vergangenen Zeiten, Straßen voller Leben und verfallene Mauern, hinter denen der Tod lauerte.

Es war das Kaleidoskop der menschlichen Welt, das auf Shannon einströmte und sich in seinen Gedanken festsetzte. Er spürte die Zufriedenheit, die sein *Meister* bei diesem Anblick empfand, und seine eigene Erleichterung darüber, daß er für diesen Auftrag auserwählt war. Es war wichtig, daß er diese Chance erhielt. Obwohl dort, wo seine Erinnerungen sein sollten, noch immer nichts als ein gewaltiger leerer Abgrund voller Schwärze und dumpfem Schmerz war, wußte er plötzlich, daß es eine Chance war.

„Schau es dir genau an, Shannon,“ hörte er die Stimme seines *Meisters* in seinen Gedanken, eine Stimme, die unhörbar und wie von einem körperlosen, eisigen Hauch begleitet war. „Es ist das Labyrinth von Amsterdam, eine Quelle ungeheurer starker magischer Kraft. Schon viele sind an ihm zugrunde gegangen. Du aber wirst es bezwingen. Du wirst das unfehlbare Werkzeug sein, mit dem ich den Dämon des Labyrinths meinem Willen unterwerfe!“

Es war sowohl ein Befehl wie auch die Androhung der schlimmsten Strafe, die der *Meister* aussprechen konnte: den Entzug seiner Gnade. Er sagte es nicht, aber manchmal war gerade das, was der *Meister* nicht sagte, das Schlimmere.

„Ich werde nicht scheitern!“ antwortete Shannon leise. Ein ganz leichtes Gefühl von Furcht und Drohung mischte sich in seine Gedanken. Versagen... Er hatte schon einmal versagt. Plötzlich wußte er, daß sein Hiersein eine Bewährung war, gleichzeitig die Strafe für etwas, das er getan—oder vielmehr gerade *nicht* getan—hatte und an das er sich nicht mehr erinnerte.

„Ich weiß,“ wisperte die Stimme Necrons in seinen Gedanken. „Es wäre dein Ende, Shannon, denke immer daran. Niemand enttäuscht mich zweimal. Die Strafe, die dich erwarten würde, wäre tausendmal schlimmer als das, was du erlebt hast.“

Shannon nickte demütig. Er spürte sich dem *Meister* so nahe, daß er dessen Herz schlagen hörte und seinen Atem vernahm. Sie waren beinahe eins. Zwei Körper, die von einem einzigen, unglaublich mächtigen Geist beseelt wurden. Die räumliche Distanz zwischen ihnen zählte nicht mehr.

„Dringe in das Herz des Labyrinths vor, töte seinen Diener Adurias und sei dann meine Hand und mein Mund!“ sagte der Alte. Dann erstarb seine Stimme; das unsichtbare Band, das Shannon und Necron über Raum und Zeit hinweg miteinander verbunden hatte, begann zu zerfasern wie vergänglicher Nebel, den die Sonne hinwegschmilzt.

Aber kurz, ehe es endgültig zerriß, hörte Shannon noch einmal Necrons Stimme: „Du weißt, welche wichtige Aufgabe ich dir damit übertrage. Enttäusche mich nicht noch einmal, Shannon!“

Shannon wartete, bis sein *Meister* sich aus ihm zurückgezogen hatte, warf noch einen Blick auf das wieder ganz alltäglich wirkende Viertel, drehte sich um und ging die Treppe hinab. Die Straßen der Stadt waren voll von Menschen. Niemand vermochte den jungen Mann zu sehen, der lautlos wie eine Katze und unsichtbar wie der Wind seinem Ziel zusteuerte.

Die Luft roch modrig und so verbraucht, daß ich im ersten Moment das Gefühl hatte, ersticken zu müssen. Außerdem war es so dunkel, daß man die sprichwörtliche Hand vor Augen nicht mehr sehen konnte. Instinktiv drehte ich mich um und suchte die Tür, die hinter mir herabgefallen war, spürte aber nur kalte, feuchte Steine unter meinen Händen.

Da ich nichts sah, tastete ich mich vorsichtig an der Wand entlang. Doch nach wenigen Schritten versperrte mir etwas den Weg, eine Art flacher, langgestreckter Steinblock von der Größe eines Sarges. Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, daß es wirklich ein Sarg war.

Da sich meine Augen allmählich an die Dunkelheit gewöhnten, nahm ich jetzt auch den grünlich phosphoreszierenden Schimmer wahr, der von den Steinen ausging. Konturen schälten sich aus der Finsternis und formten sich zu einem niedrigen Gewölbe, das aus wuchtigen, grob behauenen Quadern errichtet worden war.

Auf dem Boden standen sechs oder sieben Dutzend steinerne Sarkophage, in Reih und Glied ausgerichtet wie Soldaten. Mit einer für das spärliche Licht erschreckenden Deutlichkeit nahm ich die bleichen Knochen wahr und die Totenschädel, die mich durch die zersprungenen und verschobenen Deckel der Särge angrinsten.

Eine Weile starrte ich auf die unerfreuliche Gesellschaft, in die ich nun geraten war, und versuchte einen klaren Kopf zu bekommen. Doch das seltsame Labyrinth und seine lebenden und toten Bewohner verwirrten mich so sehr, daß ich einfach selbst nicht mehr wußte, was ich suchte und wohin ich eigentlich wollte.

Ich versuchte erst gar nicht einen Sinn hinter diesem ganzen Wahnwitz zu finden. Letztlich hatte ich mir mein Schicksal wohl selbst zuzuschreiben. Howard hatte mich oft genug vor dem Animal-Master der Tempelherren gewarnt, aber ich hatte ja nicht hören können, verdammter Narr, der ich war! DeVries hatte mich noch im Tode in eine Falle gelockt.

Ich unterdrückte das Grauen, das mir wie eine eisige Hand das Rückgrat entlangstrich, ging langsam weiter und schaute mich so aufmerksam wie möglich um. Nach einigen Ewigkeiten entdeckte ich dann schließlich im dunkelsten Winkel des Gewölbes eine steile Treppe, die vor einer eisenbeschlagenen Tür endete.

Ich rannte hinauf und drückte die Klinke nieder. Doch nichts rührte sich. Ich verfluchte im Stillen alle Türen dieses höllischen Labyrinths, warf mich gegen dieses Musterexemplar vor mir und rüttelte dann mit aller Kraft. Ich hätte ebenso gut an den Steinen rechts und links neben mir rütteln können. Die Tür war nicht nur verschlossen; die Klinke bewegte sich nicht einmal.

Schließlich kehrte ich mit zusammengebißenen Zähnen in die Gruft zurück und durchsuchte sie nach einem zweiten Ausgang. Doch da gab es nichts außer Steinen, Knochen, Dreck und Moder.

Die schlechte Luft und das ekelhafte grünliche Licht zerrten in einer Art und Weise an meinen Nerven, daß ich nicht mehr klar denken konnte. Plötzlich packte mich die Angst, in dieser Gruft lebendig begraben zu sein. Und dann gingen meine Nerven mir durch. Verzweifelt rannte ich die Treppe hoch und hämmerte mit aller Macht gegen die Tür.

Shannon blieb vor einem alten Haus stehen und sah zum Dachfenster hoch. Das war ein Weg, wie er ihn liebte; ein Weg, auf dem ihn niemand sehen konnte und auf dem er zu kommen und zu gehen verstand wie die Nacht, lautlos und schnell. Aber zuvor mußte er dafür sorgen, daß er sich im Inneren des Labyrinths zurecht fand. Er suchte sich eine abgelegene Ecke, verschmolz mit ihren Schatten und versetzte sich in Trance.

Seine Gedanken bewegten sich mit spielerischer Leichtigkeit durch das weitgespannte, dreidimensionale Spinnennetz, das ihn seine besonderen Fähigkeiten sehen ließen. Er folgte einem Strang, der sich deutlich von den übrigen abhob und ihm den direkten Weg zu seinem Ziel wies. Dabei schälten sich die Umrisse von Zimmern und Hallen aus dem gleichförmig grauen Hintergrund, einmal eine verborgene Tür und dann wieder Menschen und Tiere, die wie Schlafwandler dahinschritten und mit menschlichen Bewegungen irgendwelche sinnlosen Dinge taten.

Shannon war so zufrieden, wie es jemand sein kann, der am Beginn einer Aufgabe steht und sich bestens vorbereitet weiß. Er wußte, daß es Tage dauern konnte, bis er sein Ziel erreichte, das Herz des Labyrinths, das sich als kobaltblaue Sonne im Zentrum des Spinnennetzes abzeichnete.

Doch so viel Zeit blieb nicht. Behutsam tastete er weiter, sondierte und suchte mit der Magie, die ihm der Alte vom Berge geliehen hatte, tastete die einzelnen Stränge des Spinnennetzes ab und fand schließlich, was er suchte.

Es waren vier grauschimmernde Sterne, die sich in einiger Entfernung um die dunkle Sonne bewegten. Der hellste dieser Sterne stellte Adurias dar, die magisch befähigte Kreatur des Labyrinths; dies hatte der *Meister* ihm mitzuteilen geruht. Bei den drei anderen Sternen mußte es sich um Gehilfen oder Leibwächter handeln, um niedere Kreaturen, die ihn kaum stören oder behindern würden.

Shannons Geist kehrte in die Wirklichkeit zurück. Er stand auf, sah sich noch einmal sichernd auf der menschenleeren Straße um und kletterte die Wand des Hauses mit der Leichtigkeit einer Spinne hoch. Oben beim Dachfenster angekommen, zog er seinen Dolch, dessen Knauf mit scharfen Diamantsplittern besetzt war, und schnitt damit ein rundes Stück Glas aus der Scheibe. Mit einer lautlosen Bewegung schwang er sich ins Innere des Hauses.

Mit unhörbaren Schritten durchquerte Shannon den Dachboden und blieb vor der nächsten Wand stehen. Mit seinen Fingern tastete er sanft über das Mauerwerk und suchte die geheime Tür, die weiter ins Innere des Labyrinths führte. Die winzige Erhebung im Verputz, die den Mechanismus verbarg, war mit bloßen Augen nicht zu erkennen, doch Shannon entdeckte sie sofort. Er klopfte mit dem Dolch den Mörtel ab und betätigte den Riegel.

Die Geheimtür schwang mit einem Seufzer auf und gab Shannon den Weg in eine von Säulen getragene Halle frei. Er schlich an der Wand entlang und verbarg sich hinter einem ledernen Vorhang, als er menschliche Stimmen hörte. Nicht weit vor ihm saß ein junges, weißgekleidetes Mädchen auf einem reich verzierten Dreifuß aus Silber über einer Spalte im Boden, aus der heißer, scharf riechender Dampf herausquoll.

Neben ihr stand ein alter Mann mit gelocktem Haar, das von einem blauen Band gehalten wurde. Er trug eine blaue Toga über einem weißen Hemd und hielt in der Hand einen langen Stab, dessen Knauf aus einem silbernen Halbmond bestand. Der Alte sprach hastig auf das Mädchen ein. Zunächst verstand Shannon kein Wort. Als er dann aber die Augen schloß und sich in einen leichten Trancezustand versenkte, verwandelte die fremde Sprache sich für ihn in heimatlich klingende Laute.

„...und so fragen wir dich, o Apollo, du Fernhinterfender. Wird Athen sich der Tyrannei der Perser beugen müssen, oder wird es in Freiheit weiterbestehen?“

Das Mädchen beugte sich noch tiefer über die Spalte und sog den heißen Dampf hörbar in ihre Lungen. Als sie antwortete, rollte sie irr mit den Augen, und ihre Stimme hörte sich wie die Stimme eines Mannes an.

„Harre aus, o Athen, hinter der hölzernen Mauer, und du wirst den Sieg erringen!“

Shannon zuckte zusammen. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Instinktiv fühlte er, daß hier Mächte am Werk waren, die selbst die Kraft seines *Meisters* zu einem Staubkorn in der Wüste degradierten.

„Umso wichtiger ist es, dass ich meinen Auftrag ausführe,“ murmelte er.

Obwohl er ganz leise gesprochen hatte, blickten der Alte und das Mädchen erschrocken auf und sahen in seine Richtung.

Shannon lächelte, spannte sich ein ganz kleines bißchen und legte die Hand auf seinen Dolch.

Der Wahnsinn ging weiter.

Ich wußte nicht, wie lange ich wie ein Irrsinniger gegen die Tür gehämmert und getreten hatte. Minuten vielleicht, aber mir kamen sie wie Stunden vor.

Dann, mit der Unberechenbarkeit, die dieser irrsinnigen Umgebung eigen war, gab die Tür unter meinen Faustschlägen nach; ich stolperte, verlor, vom Schwung meiner eigenen Bewegungen nach vorne gerissen, den Halt und fiel auf die Knie.

Meine Umgebung hatte sich abermals verändert, als ich aufsah. Vor mir lag ein von Menschen überquellendes Kirchenschiff. Ich schätzte, daß mindestens dreihundert Leute auf den harten Holzbänken Platz genommen hatten und nun voller Inbrunst fromme Lieder sangen; eine Umgebung von täuschender Friedfertigkeit, die mich eigentlich hätte beruhigen müssen. Und doch fröstelte ich beim Anblick des hoch aufragenden, kahlen Domes. Selbst der schmucklose Altar mit dem einfachen Holzkreuz strömte etwas Kaltes, Fremdes aus, das ich als bedrohlich empfand.

Erst wollte ich das Gotteshaus auf dem schnellsten Weg verlassen, doch dann beschloß ich, durch das Seitenschiff nach vorn zu gehen, um in einer stillen Ecke den Gottesdienst abzuwarten, um nicht irgendjemandem aufzufallen. Denn als ich mich dem Hauptportal zuwandte, kam der Pastor mit wehendem Talar aus einer

schmalen Pforte neben dem Altar. Er warf einen zufriedenen Blick auf die versammelte Menge und stieg dann die gemauerte Treppe zur Kanzel hoch. Die Gläubigen verstummten und wandten ihm ihre ganze Aufmerksamkeit zu.

Ich hatte kaum die erste Bankreihe erreicht, da sprangen die beiden Flügel des Hauptportals krachend auf. Zuerst konnte ich gegen die tiefstehende Sonne nur drei drohende, schwarze Schatten sehen. Dann erkannte ich meine Verfolger und wich hinter eine der schmucklosen Säulen neben den altersgrauen, aber leider fest verschlossenen Beichtstühlen zurück.

Die drei Kerle verharrten einige Augenblicke auf der Schwelle und schauten grimmig herein. Dann setzten sie sich in Bewegung und kamen mit hallenden Schritten näher. Seltsamerweise schienen sie weder dem Pastor noch den Gläubigen aufzufallen, denn sie setzten ihren Gottesdienst fort, ohne auch nur einmal aufzuschauen. Es war, als bemerkten sie die Männer gar nicht.

Sie kümmerten sich auch nicht um die Eindringlinge, als diese einen jungen Mann, der mir entfernt ähnlich sah, aus der Bank zerrten und auf ihn einzuschlagen begannen; selbst dann noch, als sie ihren Irrtum bemerkten, wenn auch jetzt wohl eher aus Wut. Schließlich stießen sie ihn zur Seite und holten den nächsten heraus. Dabei kamen sie mir näher und näher.

Ich wartete, bis die Aufmerksamkeit meiner Gegner wieder auf die Bankreihen gerichtet war. Dann huschte ich aus meinem Versteck und schlich gebückt zwischen zwei Reihen hindurch. Zu meinem Glück waren die Leute in der Kirche so in ihr Gebet versunken, daß ich genauso wenig Beachtung wie meine Verfolger fand.

Ohne entdeckt zu werden, erreichte ich den Altar und benutzte ihn als Dekkung. Meine Feinde wurden mittlerweile immer ungeduldiger. Sie zwängten sich rüde durch die Bänke. Ich hoffte schon auf einen Aufruhr in der Kirche und darauf, daß sich die Gläubigen endlich zur Wehr setzen würden. Doch die Leute setzten sich so, als wenn nichts geschehen wäre, wieder auf ihre Plätze. Das waren doch keine Menschen!, dachte ich entsetzt. Sie bewegten sich, redeten und atmeten und sangen, aber was immer ich vor mir hatte, sah nur aus wie eine Gemeinde lebender Menschen. Sie waren wie... Puppen.

Verrückt, dachte ich und blickte auf die Pforte, durch die der Pastor vorhin das Kirchenschiff betreten hatte. Dann vergewisserte ich mich, daß keiner der Verfolger zu mir hersah, und raste wie von Furien gehetzt durch die Tür.

Oder durch das, was ich für eine Tür hielt.

Das Wasser einer breiten Gracht dämpfte meinen Fall. Ich tauchte bis auf den schlammigen Grund und wollte dann mit einigen Schwimmstößen wieder an die Oberfläche. Doch meine Kleidung hatte sich mit Wasser vollgesogen. Sie hing wie ein schwerer Klotz an mir und hielt mich einfach unten fest.

Meine Lungen stachen vor Schmerz, und Sterne tanzten vor meinen Augen. Halberstickt mühte ich mich, meinen Mantel und meinen Überrock abzustreifen, und stieg dann endlich mit kraftlosen Schwimmbewegungen wieder hoch.

Endlich kam ich mit dem Kopf über die Wasseroberfläche und rang gierig nach Atem. Da beugte sich ein dunkler Schatten über das Ufer, packte mich am Genick und zog mich wie eine nasse Katze heraus.

„Du willst doch nicht sagen, daß Craven euch wieder entkommen ist?“ brüllte Adurias. „Seid ihr unfähigen Narren denn zu überhaupt nichts zu gebrauchen?“

Der Gescholtene zog den Kopf zwischen die Schultern und murmelte eine Entschuldigung.

„Es tut mir leid, *Meister*. Wir hatten Craven buchstäblich schon zwischen den Fingern. Aber das Labyrinth ist unruhig, so daß wir selbst in Schwierigkeiten geraten sind. Wir haben einfach keinen Durchgang gefunden, um Craven weiter folgen zu können. Darum hat Croff Yaccur und mich hergeschickt, um uns von Euch Cravens Spur zeigen zu lassen.“

„Und was macht Croff?“

„Er sucht, ob er nicht doch einen Weg findet, um Craven auf den Fersen bleiben zu können.“

„Auf den Fersen bleiben?“ schnappte Adurias. „Fangen sollt ihr den Kerl! Fangen und zum Zentrum bringen! Und sonst nichts. *Das Labyrinth ist in Aufruhr!* Natürlich ist es das, du Narr! Es spürt Cravens Anwesenheit so deutlich wie ich, und es will ihn haben. Und wenn es ihn nicht bekommt, wird es sich an anderen schadloß halten. Vielleicht an dem, den es für den Verlust verantwortlich macht. Hast du verstanden?“

„Ja, *Meister*... aber...“ stotterte der Wächter.

„Entweder, ihr schnappt euch Craven auf dem schnellsten Weg, oder ich muß mir neue Wächter suchen, Sidos“, antwortete Adurias leise. Aber in seiner Stimme schwang der Tod.

Sidos' Gesicht verlor alle Farbe. Seine Hände fuhren mit kleinen, nervösen Bewegungen, die er selbst nicht einmal spürte, über seine Kehle.

„Wir werden Craven fangen, *Meister*“, flüsterte er stockend. „Aber gebt uns ein wenig Zeit. Und beruhigt vor allem das Labyrinth, sonst...“

Sein Begleiter Yaccur stieß sich von der Wand ab, gegen die er sich gelehnt hatte, und blieb knurrend vor Adurias stehen. Auch in seinen Augen loderte die Angst vor dem, was Adurias angedeutet hatte. Aber anders als Sidos war es *nur* die Angst vor dem Labyrinth. Für Adurias empfand er allerhöchstens... Respekt. Wenn überhaupt.

„Ich finde, Ihr macht ein wenig zu viel Wirbel um diesen jämmerlichen Kerl. Er kann ja sowieso nicht mehr aus dem Labyrinth heraus. Also warum sollen wir ihn jagen? Einmal kommt er ja doch dem Zentrum zu nahe, und dann macht das Labyrinth so!“ Er schloß mit einem saugenden Laut.

„Idiot“, sagte Adurias ruhig. Seine Augen glitzerten tückisch, als spüre er ganz genau, was hinter Yaccurs Stirn vorging. Aber Yaccur ignorierte die wortlose Warnung. Irgendwann, dachte Adurias, würde er ihn ersetzen müssen. Yaccur war nicht der erste seiner Diener, der seine Macht überschätzte und glaubte, sich an seine Stelle setzen zu können.

„Das Labyrinth kann nicht mehr warten“, fuhr er fort. „Es ist verdammt hungrig. Das letzte Opfer, das wir ihm gebracht haben, besaß viel zu wenig Energie, um es zu sättigen!“

„Und ihr glaubt, dieser Craven würde ihm besser schmecken?“ fragte Yaccur hämisch.

„Craven ist kein solcher Hohlkopf wie Morjaerd, der zwar etwas Wissen, aber kaum eigene magische Essenz besaß.“

Adurias schwieg einen Moment und sah erst Sidos, dann Yaccur durchdringend an. Als er weitersprach, spürten seine Diener, daß er jedes einzelne Wort genoß. „Craven ist Roderick Andaras Sohn!“

„Der Sohn des Hexers von Jerusalem Lot?“ In Sidos' Stimme war plötzlich ein neuer, beinahe Panik erfüllter Klang. Er erbleichte noch mehr.

Adurias nickte triumphierend. „Richtig, Sidos! Richtig! Wir haben viermal vergebens versucht, Andara in das Labyrinth zu locken. Er war ein Teufel, der jeder Falle spielerisch ausgewichen ist. Doch jetzt ist sein Sohn hier, der Erbe seiner Macht. Versteht ihr jetzt, daß er so rasch wie möglich unschädlich gemacht werden muß?“

Die beiden Wächter nickten betreten. Selbst Yaccurs Überheblichkeit war sichtlich gedämpft, wie Adurias befriedigt feststellte.

„Gut, dann verschwindet. Ihr findet Croff an der Vachter-Gracht,“ beantwortete Adurias die stumme Frage seiner Kreaturen. „Er hat ihn gerade erwischt!“ setzte er mit einem hämischen Grinsen hinzu. „Geht und helft ihm, ehe Craven ihm erneut entkommt. Ich weiß nicht, wie lange ich das Labyrinth noch beruhigen kann.“

Während Sidos und Yaccur Hals über Kopf losrannten, rieb sich der Magier zufrieden über die Fingerknöchel und starrte scheinbar gedankenverloren ins Leere. Sein Körper erstarrte, während sein Geist durch die sinnverwirrenden Tiefen des Labyrinths streifte und mit dem des Labyrinth-Geschöpfes Kontakt aufzunehmen suchte.

Die Antwort, die er empfing, drückte jedoch keine Erleichterung aus, sondern Sorge und Zorn.

Adurias sah Bilder in seinem Kopf entstehen, die Robert Craven zeigten. Andaras Sohn hielt einen Gegenstand in der Hand, einen Stock, an dessen einem Ende ein blauer Stern strahlte. Gleichzeitig empfand Adurias einen stechenden Schmerz.

„Ich verstehe, Mächtiger. Dieser Zauber muß gebrochen werden. Und zwar schnell!“ flüsterte er, als die Bilder erloschen. Die Antwort des Labyrinth-Geschöpfes drückte fordernde Zustimmung aus, und das Bild eines schwarzgewandeten, bis auf Sehschlitze verhüllten Mannes erschien vor Adurias innerem Auge, verbunden mit der drohend gestellten Frage, warum es Adurias bis jetzt entgangen wäre, daß noch ein weiterer magisch begabter Mensch ins Labyrinth eingedrungen sei—ein Magier Necrons, des Herren der Drachenburg.

Vor mir stand der Mann, dem ich in dem Elendsquartier mit knapper Mühe entkommen war, und musterte mich mit einem diabolischen Grinsen. In der kurzen Zeit zwischen unserer letzten Begegnung und jetzt hatte er sich entsetzlich verändert.

Er glich nun einer mumifizierten und von unmenschlichem Leben erfüllten Wasserleiche. Ein leichtes, widerlich schwammiges Platschen begleitete seine Bewegungen, und von dem Gestank, der von ihm ausging, wurde mir beinahe übel.

Seine Hände schlossen sich um meine Oberarme, und er hob mich wie ein kleines Kind in die Höhe. Mit einem heftigen Ruck prellte er mir den Stockdegen aus

der Hand. Ich trat mit beiden Beinen zu, doch er schüttelte nur lachend den Kopf. Meine Gegenwehr schien ihn zu amüsieren.

„Deine Zeit ist um, Robert Craven. Mir ist noch nie jemand entkommen!“ grinste er und verstärkte seinen Griff. Seine Augen glühten vor Haß. Verzweifelt versuchte ich mich aus seinen Pranken zu winden, doch ich hätte ebenso gut versuchen können, zolldicke Eisenfesseln aufzubrechen.

Stöhnend gab ich meinen Widerstand auf und ließ meine Arme hängen. Dabei berührte ich mit meiner Rechten die Hosentasche und fühlte etwas Hartes unter meinen Fingern. Es war ein Taschenmesser, das Rowlf mir bei irgendeiner Gelegenheit geschenkt hatte und das ich seither mit mir herumtrug.

Wenn es mir gelang, diese Waffe zu ziehen, hatte ich vielleicht eine Chance. Zwar hielt der Unheimliche meine beiden Oberarme umklammert und schleppte mich wie eine Puppe mit sich, aber ich konnte zumindest meine Ellbogen frei bewegen und die rechte Hand in die Hosentasche zwängen. Beim dritten Zugreifen hatte ich das Messer in der Hand und versuchte es aufzuklappen.

Der erste Versuch mißlang, doch dann brachte ich die Klinge ein Stück aus dem Griff und stemmte den Daumen zwischen Schneide und Griff.

Um den Kerl zu täuschen, stieß ich mit dem Kopf in sein Gesicht. Er geriet aus dem Gleichgewicht und ließ mich für einen Augenblick los. In dem Moment zuckte mein Messer hoch und bohrte sich in seine Wange.

Schmerz schien das Monstrum noch empfinden zu können, denn es heulte auf und drehte sich um seine eigene Achse. So schnell mich meine schmerzenden Beine trugen, stolperte ich zu der Stelle, an der mein Stockdegen lag, und nahm die Waffe aufatmend an mich.

Als ich wieder in das Gesicht des Unheimlichen blickte, erstarrte ich. Die Wunde, die ich ihm zugefügt hatte, war nicht mehr als ein lächerlicher Schnitt, sicherlich schmerzhaft, aber ganz und gar ungefährlich. Aber sein Körper begann sich aufzulösen...

Verwirrt prallte ich zurück, starrte das zerlaufende Gesicht des Unheimlichen an und blickte dann auf das Messer hinab. Und plötzlich begriff ich. Die Klinge des Taschenmessers war aus Silber—einem Metall, dessen Berührung auf ein untotes Wesen wie ihn tödlich wirkte! Guter Rowlf.

Aber wenn er auch blind war, war mein Feind doch keineswegs ungefährlich. Sein Körper begann zu zerfallen, als der unselige Zauber, der ihn über so lange Zeit auf widernatürliche Weise am Leben gehalten hatte, erlosch, aber noch war er in der Lage, sich zu bewegen. Er schien jede Bewegung, die ich machte, im Voraus zu ahnen, denn er war mit einem Schlag still und drehte lauernnd seinen Kopf hin und her. Dann begann er plötzlich laut zu schnüffeln und stampfte mit ausgebreiteten Armen auf mich zu.

„Das hättest du nicht tun sollen, Robert Craven! Das war ein Fehler, den du noch sehr bedauern wirst. Hier kannst du mir nämlich nicht entkommen. Du kennst die geheime Tür in der Wand nicht, und im Wasser lauert der Tod!“ Grässlich lachend trommelte er mit beiden Fäusten auf seine Brust und torkelte mir entgegen. Feuchte, dampfende Pfützen blieben zurück, wo er ging. Er schien nicht einmal zu bemerken, was mit ihm geschah!

„Ich werde dich zermalmen, Robert Craven! Du wirst schreien, daß man es in ganz Amsterdam hören wird. Doch es wird dir niemand helfen, denn das Laby-

rinth ist eine eigene Welt mit ihren eigenen Regeln, die nichts mit der Welt draußen gemein hat. Du spürst ja schon die Vorfreude auf deine Schmerzen, Robert Craven. Du zitterst doch schon vor Angst, nicht?“ Er kicherte, und in seinem Blick loderte der Wahnsinn. Er berauschte sich förmlich an seinen eigenen Drohungen. Doch das Schlimme war, dass er recht hatte. Meine Zähne klapperten vor Furcht, und ich mußte mir auf die Lippen beißen, um das Geräusch zu dämpfen. Ich hatte einfach nicht die Kraft, meinen Gegner anzugreifen und mit dem Degen zu attackieren. So wich ich vor ihm zurück, bis ich mit dem Rücken zur Gracht stand. Er folgte mir mit schief gehaltenem Kopf.

Ich tauchte unter seinen zugreifenden Pranken hindurch und hoffte, daß er weitergehen und ins Wasser stürzen würde. Doch er blieb genau an der Uferkante stehen und sog prüfend die Luft ein. Dann drehte er sich langsam herum.

Ich sprang ihn mit dem Mut der Verzweiflung an und traf ihn mit der Fußspitze über dem Knie. Er verlor das Gleichgewicht und ruderte mit den Armen in der Luft.

Dann kippte er nach hinten und fiel rücklings ins Wasser. Einen kurzen Moment lang konnte er sich noch an der Oberfläche halten. Dann ging er unter und versank in der Tiefe.

Eine Sekunde später glomm unter der Wasseroberfläche ein unheimliches blaues Licht auf. Zuerst dachte ich, das Wasser würde brennen. Dann erkannte ich, daß das Licht von meinem Verfolger ausging. Er wurde immer heller, bis er nach wenigen Sekunden wie ein in der Tiefe der Gracht brennender Holzstoß aussah. Zwei Augenblicke später explodierte er mit einem dumpfen Knall.

Ich war so erschöpft, daß ich nicht einmal Erleichterung über das Ende meines Verfolgers empfand. Meine Hüfte schmerzte, als würde jemand mit einer glühenden Stange hineinstechen, und meine Oberarme waren von dem Griff meines Verfolgers taub. Dazu pochte mein verletzter rechter Daumen wie verrückt. Ich wickelte mein Taschentuch darum, um die Blutung zu stillen, und las dann die Scheide meines Stockdegens auf.

Meine Hände zitterten vor Schwäche, so daß ich kaum die Klinge in die Scheide einführen konnte. Danach war ich so erschöpft, daß ich mich hinsetzen und verschlafen mußte.

Ich wäre am liebsten nicht mehr aufgestanden. Doch nach einigen Minuten wankte ich auf die Mauer zu und untersuchte sie. An einer Stelle war sie zwar nur fünf Meter hoch, aber praktisch fugenlos glatt. In meinem desolaten Zustand war es mir unmöglich, an ihr hochzuklettern.

So blieb mir nichts anderes übrig, als die geheime Tür zu suchen, die mein Verfolger erwähnt hatte. „Wenn es sie überhaupt gibt und der Kerl dich nicht zum Narren gehalten hat,“ flüsterte mir ein Gedanke ein. Ich versuchte ihn zu ignorieren, aber nach einer halben Stunde erfolgloser Sucherei sah es so aus, als ob sich diese Befürchtung bewahrheiten würde. Ich hatte die Mauer von Ufer zu Ufer untersucht und nichts als glatten Stein gefunden.

Ich sank müde und enttäuscht zu Boden und blieb auf dem Rücken liegen. Meine Rippen stachen, und meine Zunge lag mir wie ein angeschwollener Schlauch im Mund. Wenn ich nicht bald etwas zu trinken bekam, würde ich in kurzer Zeit nicht mehr weiter können. Auch meldete sich jetzt mein Magen und

rächte sich dafür, daß ich am Morgen in meiner Eile auf das Frühstück verzichtet hatte.

Das Wasser der Gracht schlug mit sanftem Klatschen gegen das Ufer, und ich konnte diesem Ruf nicht widerstehen. So rasch mich meine Beine trugen, eilte ich hin und tauchte beide Hände ins Wasser. Der Gestank, der dem Wasser entströmte, ließ die Übelkeit wieder in mir hochsteigen. Ich würgte, kämpfte erfolglos gegen den Brechreiz an und übergab mich.

Schließlich kam ich wieder so weit zu mir, daß ich mich auf die Beine quälen und zur Mauer zurückgehen konnte.

Doch ich hatte keine Hoffnung mehr, die geheime Tür noch zu finden. Meine Knie wurden weich; ich knickte ein und stützte mich mit einer Hand an der Mauer ab. Das heißt, ich wollte es tun. Ich spürte keinen Widerstand, sondern versank mit der Hand in der Mauer. Als ich meine Verblüffung endlich überwunden hatte, ertasteten meine Finger einen verborgenen Hebel, ergriffen ihn und legten ihn um.

Ein mannshohes Stück Mauer verschwand so spurlos, als hätte es sich in Luft aufgelöst. Helles Licht schien durch die Öffnung und blendete mich. Ich achtete nicht darauf, sondern taumelte innerlich aufatmend durch die Tür. Dann gewöhnten sich meine Augen an das Licht—und ich hielt unwillkürlich den Atem an.

Ich stand am Eingang eines langen Saales, der sich in unzähligen Abteilungen so weit erstreckte, wie ich schauen konnte. Das Licht stammte von zigtausenden von Kerzen, die auf übermannshohen Kerzenständern aus massivem Silber brannten oder auf bemalten Porzellanlüstern, die an der mit reichem Stuck verzierten Decke hingen.

Die Wände des Saales waren mit kitschigen Gemälden geschmückt, die irgendwelche Schlachten der Weltgeschichte darstellten. Dazu gab es noch große Gobelins mit höfischen Jagdszenen und Bildern aus den antiken Mythen sowie Marburbüsten französischer Könige.

Erst allmählich erkannte ich, daß sich die Bilder in jeder der scheinbaren Abteilungen des Saales wiederholten, und begriff, daß ich ein Opfer meiner überreizten Sinne geworden war. Für die scheinbare Unendlichkeit des Saales sorgten zwei riesige Wandspiegel, die sich genau gegenüberstanden und sich auf diese Weise tausendfach widerspiegelten. Es war der gleiche Trick, der im Spiegelsaal von Versailles für den Effekt der Unendlichkeit des Raumes sorgte.

Da auch die Tische und Stühle über und über mit Bourbonenlilien bestickt waren, hätte ich durchaus in Versailles sein können. Aber ich wußte genau, daß ich mich in der Van Dengsterstraat von Amsterdam befand. Außerdem glaubte ich gewisse Unterschiede zum Versailler Spiegelsaal zu sehen und schätzte, daß ich mich in einer Kopie dieses Saales befand, den sich irgendein abendländischer Potentat in Amsterdam hatte erbauen lassen.

Ich riß mich von dem Anblick los und entdeckte auf einem kleinen Tischchen ein Silbertablett, auf dem eine volle Kristallkaraffe und ein leeres Glas standen.

Müde, wie ich war, holte ich mir einen Stuhl und ergriff die Karaffe. Sie schien mit genau der Sorte erstklassigen Burgunders gefüllt zu sein, den ich am liebsten trank. Zuerst war ich verblüfft und schaute mich suchend um. Da ich aber nur mein eigenes Spiegelbild sehen konnte, beruhigte ich mich wieder und füllte das Glas bis zum Rand.

Dann lehnte ich mich gemütlich zurück und trank mit Genuss den ersten Schluck.

„Du mußt ja ein verdammt harter Bursche sein, Craven,“ sagte eine Stimme hinter mir.

Ich verschluckte mich vor Schrecken, ließ das Glas fallen—und erstarrte mitten in der Bewegung, als ich den Druck einer Messerklinge am Nacken spürte. Langsam, um den Mann hinter mir nicht durch eine unbedachte Bewegung zu provozieren, wandte ich mich um. Ich war nicht einmal sonderlich überrascht, in die Gesichter der beiden übrig gebliebenen Verfolger zu sehen.

„Du mußt wirklich etwas ganz Außergewöhnliches sein,“ sagte der, der mir das Messer nun gegen die Kehle drückte, noch einmal, „wenn du sogar mit Croff fertig geworden bist. Aber denk jetzt bitte nicht, du hättest das Glück gepachtet. Mit Yaccur und mir wirst du nicht so ein leichtes Spiel haben!“ Er lächelte kalt und drehte mir die Arme auf den Rücken.

Die beiden machten sich wenig Umstände mit mir. Unsanft rissen sie mich vollends vom Stuhl hoch, fesselten mich und stießen mich in eine Ecke.

Der, den der andere Yaccur genannt hatte, holte sich einen zweiten Stuhl und setzte sich mit dem Gesicht zur Lehne darauf. Sein Kumpel schenkte den Burgunder in zwei Gläser und reichte Yaccur eines davon.

„Auf unseren Erfolg, Robert Craven!“ lachten sie und tranken mir zu. „Wenn es dich beruhigt, du warst ein harter Brocken für uns und hast uns viel Mühe bereitet. Dagegen war die Jagd auf die anderen Narren, die auf die Köder des Labyrinths hereingefallen sind, beinahe ein Kinderspiel.“

Ich zerrte wütend an meinen Fesseln, doch der einzige Erfolg war, daß die Stricke in meine Handgelenke einschnitten. Schließlich gab ich es auf und fragte: „Was habt ihr mit mir vor?“

„Ich muß schon sagen, du bist verdammt neugierig, Craven! Warum willst du deine Gedanken schon jetzt damit belasten? Warte doch ab, dann wirst du schon erleben, was das Labyrinth aus dir macht!“ kicherte Yaccur. „Du wirst es sehen. Nur keine Ungeduld.“

Als die Karaffe leer war, trat Yaccur zu mir her und beugte sich über mich. „Komm, Sidos, hilf mir, den Kerl rauszubringen,“ rief er seinem Spießgesellen zu. Doch dieser winkte nur ab.

„Ach komm, Yaccur, warum sollen wir Craven von hier fortschleppen? Es ist doch weitaus besser, wenn wir hier warten, bis der *Meister* kommt!“

„Aber wir müssen ihn doch ins Zentrum bringen,“ brummte der andere widerstrebend.

„Ich weiß nicht, Yaccur. Bist du so blöd, oder willst du es bloß nicht begreifen? Dieser Kerl ist kein so harmloser Spinner wie die anderen Idioten, die bis zum Stehkragen voll von magischen Kräften waren und dann vor Angst vor unseren Keulen in die Hosen machten. Der hier aber hat immerhin Croff umgelegt! Ich bin froh, daß wir ihn endlich erwischt haben, und habe keine Lust, auch nur das Geringste zu riskieren, bevor der *Meister* hier ist.“

„Du bist ein Feigling, Sidos. Oder glaubst du etwa, Craven würde uns noch einmal entkommen? Immerhin habe ich ihm die Fesseln angelegt, und auf meine Knoten ist Verlaß!“

„Willst du etwa damit sagen, daß ich schlechtere Knoten binde als du?“ fuhr Sidos auf und stemmte sich von dem Stuhl hoch. Yaccur warf einen verächtlichen Blick auf die geballten Fäuste seines Kumpan und ließ mich wie eine Strohgarbe zurück auf den Boden fallen. Dann grinste er Sidos anzüglich an. „Ich habe gedacht, du willst nichts riskieren? Warum bist du dann so scharf auf Prügel? Oder glaubst du wirklich, gegen mich gewinnen zu können?“

Ich muß gestehen, ich hatte in dem Augenblick wirklich gehofft, daß sich die beiden Kerle gegenseitig an die Kehle gehen würden. Aber meine Hoffnung wurde nicht erfüllt. Mit einem Mal verzerrte sich Sidos' Gesicht zu einer schmerzhaften Grimasse, und die erhobenen Fäuste sanken wie von einer unsichtbaren Kraft gezwungen nieder. Er zischte Yaccur einen gemeinen Fluch zu und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

Auch Yaccur wirkte mit einem Male stiller, fast ängstlich—ein Verhalten, für das ich im ersten Moment keine Erklärung fand. Er warf sich in einen Sessel, ballte die Fäuste und begnügte sich damit, abwechselnd mir und seinem Kumpan bitterböse Blicke zuzuwerfen.

Gleichzeitig legte sich etwas über meinen Körper, das sich wie ein unter Strom stehendes, straff gespanntes Netz anfühlte.

„Craven, können Sie mich hören?“ flüsterte jemand leise hinter mir. Ich zuckte überrascht zusammen und versuchte mich umzudrehen.

„Vorsicht! Bleiben Sie liegen und bewegen Sie sich nicht! Oder wollen Sie, daß die beiden da vorne auf mich aufmerksam werden? Hören Sie mir jetzt ganz genau zu, was ich Ihnen sage. Wenn Sie mich verstanden haben, so strecken Sie die Finger Ihrer Hand aus. Verstanden?“

Ich streckte gehorsam die Finger der rechten Hand aus. Sofort setzte die Stimme wieder ein: „Sehr gut! Jetzt rutschen Sie ganz langsam rückwärts auf die Wand zu, aber so, daß es den Kerlen da nicht auffällt!“ Ich schaute unwillkürlich zu meinen Wächtern hinüber. Yaccur erhob sich gerade, stampfte wie ein Kampfstier durch den Saal und blieb vor mir stehen.

„So, du Saukerl. Der *Meister* ist unterwegs. Er wird dich gleich übernehmen und dich für die Zeremonie im Zentrum vorbereiten. Aber vorher werde ich dir noch einen Denkkettel verpassen, dafür, daß du Croff umgelegt hast!“ Er schnaubte, holte aus und gab mir einen Fußtritt, der mir die Tränen in die Augen trieb.

Ich schrie auf, besaß aber noch genug Selbstbeherrschung, mich auf die Wand zuzuwälzen. Yaccur lacht höhnisch, drehte sich um und setzte sich wieder.

Ich wunderte mich, daß er den hinter mir liegenden Fremden übersehen hatte. Ich überlegte schon, ob es sich dabei um einen schäbigen Trick handeln könnte, mit dem man mich hereinlegen wollte. Da atmete jemand neben mir hörbar auf und legte seine Hand auf meinen rechten Unterarm. Sie fühlte sich an wie in Eiswasser getaucht.

„Gut gemacht, Craven. Und jetzt folgt die Überlistung der Wachen, zweiter Teil. Wundern Sie sich über nichts, was jetzt geschieht, und bleiben Sie um Gottes willen mucksmäuschenstill!“

Mit diesen Worten packte mich der Fremde am Kragen und am Gürtel und zog mich vorsichtig nach hinten. Mit einem Mal verschwamm die Welt vor meinen Augen. Tränen liefen mir über die Wangen und machten mich für einige Sekunden blind. Als ich wieder sehen konnte, erschrak ich trotz der Warnung des Fremden.

Ich löste mich aus mir selbst heraus. Während ich doch spürte, wie ich langsam nach hinten gezogen wurde, blieb mein Körper genau dort liegen, wo mich Yaccurs Fußtritt hingefegt hatte. Ich starrte entsetzt auf meinen Rücken, schaute dann an mir selbst herab und erschrak noch mehr. Wo eigentlich mein Körper und meine Beine hatten sein müssen, sah ich leere Luft.

„Sie können mir jetzt gratulieren, Robert Craven,“ raunte mir der Fremde zu. „Auch dieses verdammte Labyrinth war nicht in der Lage, die magischen Kräfte eines Magnus Morjaerd völlig zu zerstören!“

Als ich diesen Namen hörte, zuckte ich zum dritten Mal zusammen. Ich kannte diesen Mann! Erregt wollte ich mich herumwälzen, doch der Fremde drückte mich zurück.

„Nicht so heftig, Craven. Lassen Sie mich Ihnen erst die Fesseln lösen!“ flüsterte er und nestelte an meinen Handgelenken herum. Ich konnte in meiner Aufregung nicht warten, bis er fertig war, sondern drehte den Kopf so weit wie möglich nach hinten.

„Sind Sie wirklich Magnus Morjaerd, der bekannte Okkultist aus Kopenhagen?“ fragte ich den Unsichtbaren.

„Natürlich,“ antwortete er. Seine Stimme klang beleidigt.

Eindeutig.

Als wir durch die hinter einem Vorhang verborgene Tapetentür glitten, schälte sich die Gestalt meines Retters so abrupt aus dem Nichts, daß ich im ersten Moment zurückprallte. Es war fast so, als ob wir die Grenze zu einem Reich der Unsichtbarkeit hinter uns gelassen hätten. Die versteckte Tapetentür war nicht nur eine von zahllosen Türen in diesem unübersehbaren Labyrinth, sondern eine Tür zurück in die Wirklichkeit—oder zumindest ein Stück näher heran an die Wirklichkeit und die Welt, die ich kannte und in der ich aufgewachsen war, denn auch ich nahm wieder Gestalt an.

Mein Begleiter schloß die Tür zum Spiegelsaal mit einem zufriedenen Schnaufen, drehte sich zu mir herum und reichte mir die Hand. Sie war so kalt wie alles Lebendige, was ich in diesem Labyrinth schon berührt hatte. Er bemerkte mein Zurückweichen, und sein Blick wurde finster. Dennoch begrüßte er mich mit einer gewissen, wenn auch distanzierten Freundlichkeit.

„Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, Mister Craven. Willkommen in diesem Labyrinth des Wahnsinns!“ Er lächelte bei diesen Worten, aber in seinen Augen stand eine Kälte, die mir sagte, daß sie mehr waren als eine Floskel.

Obwohl er einen mit allen möglichen magischen Zeichen bestickten Talar trug, erkannte ich ihn doch sofort. Sein hageres Gesicht, das jetzt noch bleicher als früher wirkte, und das schütterere blonde Haar waren unverkennbar.

Dieser Mann war Magnus Morjaerd, der bekannte Wissenschaftler und Sammler okkultur Schriften und Gegenstände. Persönlich hatte ich ihn niemals gesehen, aber Howard hatte von ihm erzählt und mir dabei Bilder gezeigt, die einmal in der *Herald Tribune* erschienen waren. Er war vor einigen Jahren in London aufgetaucht und hatte dabei auch Howard besucht, um mit ihm über seine neuesten Erkenntnisse zu diskutieren.

Das Gespräch war für beide nicht sehr angenehm gewesen. Howard nannte ihn im Zorn einen üblen Scharlatan, während ich ihn nur für verschroben hielt; nach allem, was ich über ihn gehört hatte. Später hatte Howard ihn dann noch einmal

im Palais der Lady Lyssonhall getroffen, wo er eine Séance leitete, zu der ihn die Gastgeberin als Medium eingeladen hatte.

Ich konnte mich gut an die bissigen Bemerkungen Howards erinnern, was die Szene anging—er hatte von einem albernem Brimborium geredet...

Kurz und gut, ich hielt verdammt wenig von Morjaerd. Aber ich stand nun einmal tief in seiner Schuld.

„Mister Morjaerd, ich... stehe in Ihrer Schuld,“ sagte ich dann auch, als ich mich wieder etwas gefaßt hatte. Die Worte klangen ein wenig holperig, aber ich war noch immer nervös und durcheinander.

Genau genommen war ich nicht dazu gekommen, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen, seit ich in dieses—wie hatte Morjaerd es genannt?—Labyrinth des Wahnsinns gekommen war...

„Das war nicht der Rede wert,“ wehrte er weniger bescheiden als überheblich ab.

Ich lächelte, sah demonstrativ an mir herab und starrte dann den skandinavischen Magier an. „Ich hoffe, Sie verzeihen mir die Frage, aber ich würde doch gerne wissen, wie Sie diese eigenartige Unsichtbarkeit erzeugt haben,“ sagte ich.

„Mit Magie, Mister Craven,“ antwortete er herablassend. „Durch die Macht über Zauberkräfte, die Sie weder kennen noch verstehen dürften. Damit habe ich uns beide für menschliche Augen unsichtbar gemacht und Sie gleichzeitig durch ein Scheinbild ausgetauscht. Der Rest war ein Kinderspiel!“

„Und wie lange, glauben Sie, werden Yaccur und Sidos auf meinen Doppelgänger hereinfliegen?“

„Auf alle Fälle so lange, bis wir uns in das von mir vorbereitete Versteck zurückgezogen haben, in dem uns auch Adurias, die mächtigste Kreatur dieses Labyrinths, nicht finden wird,“ erklärte er mit verächtlich klingender Stimme.

„Die Kreatur des Labyrinths? Wer ist das?“

Morjaerd runzelte die Stirn, als fühle er sich durch meine Neugier aufs Höchste belästigt. „Das werden Sie erfahren, wenn es an der Zeit ist. Jetzt müssen wir erst einmal weiter,“ sagte er kurz angebunden, wandte sich um und klatschte einmal in die Hände. Ein untersetzter Mann trat hinter einer Säule hervor, verbeugte sich vor ihm und öffnete uns die Tür ins nächste Zimmer.

„Das ist mein Diener Arne Sten,“ stellte mir Magnus Morjaerd den Mann vor und ließ sich die große Ledertasche reichen, die Arne Sten mit sich schleppte. Er warf einige magische Utensilien, die er wohl für den Unsichtbarkeitszauber gebraucht hatte, hinein und bedeutete mir, ihm zu folgen.

Er führte mich durch mehrere große Barockräume, deren Wände und Decken unter ihrer Gold- und Stuckverzierung beinahe zusammenbrachen. Ich fühlte mich müde und zerschlagen, und jetzt, nachdem die unmittelbare Gefahr vorüber war, begann sich mein Körper wieder zu melden; mein Gaumen schmerzte vor Durst, und in meinem Magen machte sich ein Hungergefühl breit, das beinahe an Übelkeit grenzte. Ich blieb stehen, sah Morjaerd Verzeihung heischend an und bat ihn um einen Schluck Wasser.

Aber der Magier schüttelte nur bedauernd den Kopf. „Ich fürchte, in Dingen wie Essen und Trinken kann ich Ihnen nicht dienen, Craven,“ sagte er. „Wir Labyrinthgeschöpfe ernähren uns auf... andere Weise.“

Verwirrt starrte ich Morjaerd und sein Faktotum an, und wieder fiel mir der sonderbare, kaum in Worte zu kleidende Unterschied zwischen ihnen und wirklichen, lebenden Menschen auf. Mit einer Mischung aus Furcht und einem Gefühl matter Neugier musterte ich meine beiden Begleiter noch einmal genauer, gründlicher.

Natürlich waren sie keine Zombies, dazu sahen sie noch zu sehr wie Menschen aus. Ich glaubte auch nicht, Widergänger oder Vampire vor mir zu haben. Und doch unterschieden sich Morjaerd und sein Diener in irgendeiner Art von lebenden Menschen. Es war weniger die Kälte, die sie verströmten, nicht einmal ihre Augen, die wie gläserne Murmeln aussahen, sondern vielmehr ihre Bewegungen, die seltsam müde und kraftlos wirkten.

Ich erinnerte mich an die Dame in dem Herrenhaus, wo ich zum ersten Mal mit Croff, Sidos und Yaccur gekämpft hatte. Sie war mir schon so leblos vorgekommen. Noch schlimmer war es bei den Gläubigen in der Kirche gewesen, die wie Marionetten in einem obskuren Puppenspiel gewirkt hatten.

„Warum nennen Sie sich Labyrinthgeschöpfe? Was ist mit Ihnen geschehen?“ fragte ich.

Morjaerd zog unwirsch die Augenbrauen zusammen. „Ich sagte Ihnen doch schon: alles zu seiner Zeit!“

Wir kamen durch eine weitere Tür und standen plötzlich in einer düsteren, rußigen Kate. Ihr Boden war dick mit halb verfaulten Binsen bestreut. Die Platte des schmutzigen Tisches war gesprungen, und der Schemel, der davor stand, besaß nur noch drei Beine. In der Ecke war ein wirres Strohlager aufgeschichtet, das nach Schweiß und menschlichen Ausscheidungen stank.

Ich konnte mir keinen stärkeren Gegensatz zu den prunküberladenen Räumen vorstellen, durch die wir eben gekommen waren. War dies das Versteck, in das Morjaerd mich bringen wollte?

Doch da räumte Arne Sten auf einen Befehl seines Herrn die schmutzigen Binsen beiseite und öffnete eine Falltür, die darunter zum Vorschein kam. Der Luftschwall, der aus der Öffnung quoll, roch ausnahmsweise nicht nach Moder und Fäulnis, sondern brachte den Geruch von feuchter Erde mit sich.

„Diesen Weg hier kennen nicht einmal Adurias und seine Kreaturen,“ erklärte Morjaerd stolz, wandte sich um und machte Anstalten, unverzüglich in die Tiefe zu steigen. Ich faßte ihn am Arm und hielt ihn auf.

„Können Sie mir jetzt endlich sagen, was es mit diesem Adurias und diesem Labyrinth auf sich hat? Ich habe keine Lust, Ihre Rätselspiele noch länger mitzumachen!“ sagte ich verärgert.

„Ich habe es Ihnen doch schon zweimal gesagt—“

„Ja, ja, alles zu seiner Zeit!“, unterbrach ich ihn ungehalten.

2Wenn Sie es wissen, brauche ich es nicht zu wiederholen, Craven,“ erwiderte er und stieg die Treppe hinab. Ich sah Arne Sten wütend an.

„Ist Morjaerd eigentlich immer so komisch?“

„Der Meister und komisch?“ fragte mich der Diener entsetzt. »Er ist der erhabene Herr aller Magie! Nur seine Kraft kann uns davor bewahren, auf ewig in diesem schrecklichen Labyrinth eingeschlossen zu werden. Außerdem sollten Sie dankbar sein, daß er sich herabgelassen hat, Sie zu befreien!“

„Das bin ich ja,“ antwortete ich unwirsch. „Aber mich ärgert trotzdem die Art, wie er mich behandelt. So kann er vielleicht mit einem Rotzjungen umgehen, aber nicht mit mir!“

Arne Sten musterte mich mit einem empörten Blick, sagte aber nichts und schob mich die Treppe hinab.

„Die verschobenen Binsen werden unseren Verfolgern den Weg weisen,“ warf ich ein, während er die Falltür schloss.

Morjaerd sah mich mit einer so eisigen Miene an, als hätte ich ihn öffentlich einen Esel genannt.

„Craven, begreifen Sie denn noch immer nicht, daß ich nicht einfach nur ein Gaukler bin, der in London einigen halb verrückten Gesellschaftsdamen seine Taschenspielertricks vorgeführt hat? Ich bin ein Träger gewaltiger magischer Kräfte und der Herr über tausend Geister. Mein Zauber deckt unseren Rückzug sicherer, als ganze Armeen es könnten.“

Er erklärte natürlich nicht, mit welchem Zauber er diesen Schutz bewerkstelligen wollte. Ich hätte ihn zwar gerne gefragt, hatte aber keine Zeit mehr dazu, denn nun gerieten wir buchstäblich in die Unterwelt.

Der Gang, durch den wir mehr krochen als gingen, war in den nackten Fels gehauen. Sein Boden war so uneben und glatt, daß ich ausrutschte und mir die Knie aufschürfte. Dann erreichten wir den Eingang zu einer Höhle, in der es so dunkel war, daß ich die Hand nicht vor den Augen sehen konnte. Zu meinem Glück wurde es jedoch bald heller, und wir erreichten einen viereckigen Schacht, der aus behauenen Sandsteinblöcken gemauert war.

Eine alte Holzleiter, der schon etliche Sprossen fehlten, führte an der Wand nach oben. Morjaerd und sein Diener kletterten sofort ohne Pause hoch. Ich sah ihnen nach, bis sie eine Art Brüstung erreichten und auf eine andere Leiter überwechselten, dann folgte ich.

Der Schacht kam mir irgendwie seltsam vor. Seine Erbauer hatten in gewissen Abständen kleine Fenster oder Luken ins Mauerwerk eingelassen, obwohl dahinter nur blanker Fels zu sehen war. Die Anlage erinnerte mich an irgendetwas. Ich wußte nur, daß diese Erinnerung nichts mit Bergbau zu tun haben konnte.

Nachdenklich stieg ich die letzte Leiter hoch. Arne Sten erwartete mich oben und half mir in eine viereckige Kammer, in der ein Gerüst aus wuchtigen Balken stand, das drei schwere Glocken trug.

Zuerst glaubte ich nicht richtig zu sehen. Doch als ich den Mantel der größten Glocke berührte und vorsichtig mit dem Knöchel dagegenschlug, hörte ich einen vollen, bronzenen Klang.

„Was machen Sie denn schon wieder für einen Unsinn!“ kreischte Morjaerd in komisch gespielter Verzweiflung. „Wollen Sie uns unbedingt Verfolger auf den Hals hetzen?“

Ich starrte die Glocken an und mußte sie als Realität anerkennen. Der Schacht war nichts anderes als ein Kirchturm, der durch irgendeinen verrückten Zauber unter die Erde geraten war.

Nach einem letzten Blick in die Glockenstube folgte ich schließlich den beiden Dänen in das Innere der kupferbeschlagenen Kirchturmkupele. Zwei primitiv gefertigte Betten, ein wackeliger Tisch und zwei Obstkisten, die wohl Stühle darstellen sollten, bildeten das ganze Mobiliar. Arne Sten stellte die Ledertasche, die er

den ganzen Weg mit sich geschleppt hatte, an die Wand und stieg wieder in den Schacht hinab.

Eine Minute später kam er mit einem großen Tonkrug und zwei Bechern zurück. Er stellte beides wortlos auf den Tisch und schenkte ein. Während Morjaerd einen Becher ergriff und mir zutrank, holte der Diener ein Tablett mit verschiedenen Speisen und legte es uns vor.

„Wir Labyrinthgeschöpfe benötigen zwar weder Speise noch Trank, um existieren zu können, aber Sie werden sicher nichts dagegen haben, wenn ich bei Ihrer Mahlzeit mithalte. Zum einen besitzen wir doch eine gewisse Gier nach solchen Dingen, und zum anderen ist es für mich ein symbolischer Akt, der die Verbindung zur Welt von draußen aufrechterhält,“ bemerkte Morjaerd so höflich, wie ich es von ihm nicht erwartet hätte. Gleichzeitig war ihm deutlich anzumerken, wie sehr er mich um meinen Appetit beneidete.

Trotzdem griff ich nach Kräften zu und aß und trank; zuerst schnell und beinahe überhastet, dann, nachdem der erste quälende Hunger und Durst gestillt war, langsamer. Schließlich schob ich den Teller zurück, nickte Sten noch einmal dankbar zu und wandte mich an Morjaerd.

„Also,“ sagte ich, „jetzt wird es Zeit, daß Sie mich über dieses... Labyrinth aufklären, finden Sie nicht?“

Der Däne verzog sein Gesicht zu einer Grimasse hilflosen Zorns und starrte mich aus seinen glasig wirkenden Augen an. Dann stellte er sein Weinglas heftig auf den Tisch und nickte.

„Das sollen Sie erfahren, Robert Craven. Von Anfang an. Ich weiß, Sie sind wie auch Ihr Freund Howard in London ein reiner Dilettant und kaum je mit den wesentlichsten Geheimnissen der Magie in Berührung gekommen. Daher werde ich mit meinen früheren Erlebnissen beginnen, bevor ich auf das Labyrinth zu sprechen komme. Da Sie in London Zugang zu Zirkeln hatten, die sich oberflächlich mit okkulten Wissenschaften befassen, haben Sie vielleicht schon einmal den Begriff der GROSSEN ALTEN gehört.“

Ich mußte mich beherrschen, um nicht vor Überraschung aufzuspringen. Was redete dieser Morjaerd von Dingen, mit denen mein Schicksal so eng verknüpft war? Aber ich beherrschte mich im letzten Moment. Was ich darüber wußte, ging ihn natürlich nichts an, und angesichts seiner Arroganz beschloß ich, den Laien in magischen Dingen zu spielen.

„Die GROSSEN ALTEN?“ Ich tat so, als müsse ich überlegen, wo und in welchem Zusammenhang ich dieses Wort schon gehört hatte. Dann nickte ich. „Ja, gehört habe ich den Begriff schon einmal,“ sagte ich mit harmlos klingender Stimme.

Morjaerd warf mir einen halb zufriedenen, halb verächtlichen Blick zu und begann zu erklären: „Die GROSSEN ALTEN existierten vor vielen Millionen Jahren. Sie waren damals die Herren der Erde und besaßen ein Wissen, das die Menschheit auch in tausenden von Jahren nicht erreichen wird. Doch im Verlauf der Zeit verschwanden die GROSSEN ALTEN von der Erde. Es gibt heutzutage nur noch einige wenige, meist magisch befähigte Dinge, die von ihnen stammen. Bei einer Séance in London,“ fuhr er fort, „natürlich nicht bei dieser lächerlichen Sitzung im Haus der Lady Lyssonhall, wo ich das Medium spielte, sondern bei einer Sitzung

erfahrener und mächtiger Kenner der Magie kam ich einem dieser Relikte auf die Spur. Als Standort machte ich die Van Dengsterstraat in Amsterdam ausfindig.“

Morjaerd machte eine Pause und sah mich gespannt an.

Ich versuchte, dem Okkultisten noch weitere Informationen zu entlocken und lachte spöttisch auf. „Aber das sind doch nur Märchen!“

Morjaerd fuhr zornig von seiner Obstkiste hoch. „Sie nichtsnutziger Grünschnabel! Schweigen Sie wenigstens, wenn Sie schon nichts von diesen Dingen verstehen! Würde es sich nämlich wirklich um ein Märchen handeln, dann säßen wir beide nicht hier!“

„Also gut,“ sagte ich, um die Sache nicht auf die Spitze zu treiben. „Selbst wenn Sie recht hätten—welche Konsequenzen hätte das für uns?“

„Die schlimmsten! Es sei denn, es gelingt mir, die Sache zum Guten zu wenden,“ antwortete Morjaerd im Vollgefühl seiner Überlegenheit. „Doch bevor ich auf meine Pläne zu sprechen komme, will ich meinen Bericht zu Ende bringen. Also, ich erfuhr in London von diesem Relikt der GROSSEN ALTEN und erkannte auch sofort, daß um dieses... Versteck herum Gefahren lauerten, mit denen selbst so ein geübter Magier wie ich zu rechnen hätte. Ich traf sofort die Vorbereitungen für diese ungewöhnliche Expedition und machte mich mit meinem getreuen Diener auf den Weg hierher. Wir erreichten glücklich die Van Dengsterstraat und drangen in das Labyrinth ein. Schon nach kurzer Zeit wurden wir von Adurias und seinen Kreaturen angegriffen. Es gelang mir jedoch mit meinen Kräften, ihre Angriffe abzuwehren. Mit Hilfe meines magischen Kompasses drangen wir immer tiefer in das Labyrinth ein und erreichten schon bald jenes kuppelförmige Ding, welches das Herz dieses magischen Irrgartens bildet. Ich begann mit einem Ritual, welches mir das Versteck eines... äh... gewissen Buches eröffnen sollte und sah auch schon den Erfolg greifbar vor mir. Da griffen die schwarzen Mächte des Labyrinths ein und störten meine Zeremonie. Ich versuchte mich gegen sie zur Wehr zu setzen, doch ich war nicht auf diesen Angriff vorbereitet und unterlag. Mein Diener und ich wurden von dem Wesen des Labyrinths bezwungen und zu dem gemacht, was wir heute sind. Und was Sie morgen sein werden, wenn Sie meinen Rat nicht befolgen, Craven!“

Morjaerds Stimme schwoll an, und seine letzten Worte trafen mich wie Peitschenhiebe. Ich erschrak, denn ich nahm in Morjaerd Kräfte wahr, die jeder Beschreibung spotteten. Vor mir stand nicht der linkische und verschrobene Hokus-pokusexperte, den Howard in London kennen gelernt hatte, sondern tatsächlich ein Träger wahrer magischer Macht. Mit ihm als Verbündeten konnte es sehr wohl gelingen, das Geheimnis, das uns umgab, zu enträtseln.

„Was raten Sie mir?“ fragte ich ihn mit scheinbar eingeschüchterter Miene.

In seinen Augen flammte es triumphierend auf. „Das erfahren Sie, wenn ich Sie tiefer in die Geheimnisse des Labyrinths eingeweiht habe und Sie bereit sind, sich meiner überlegenen Führung anzuvertrauen!“

Zuerst stürmten nur verworrene Muster auf Shannon ein, die wenig Ähnlichkeit mit dem Spinnennetz des Labyrinths besaßen. Dann nahm er wirre Bilder von hoch aufragenden Tempeln und Häusern wahr und sah in tiefe Keller und Höhlen. Zuletzt entdeckte er bleiche, kalte Gestalten, die keine Menschen mehr waren, weil das Labyrinth ihnen die Lebensessenz geraubt hatte.

Er stöhnte und warf seinen Körper wie in einem Albtraum herum. Dann strömte ihm neue Energie aus seinem Inneren zu und gab ihm die Kraft, seine Gedanken zu klären. Für einen flüchtigen Augenblick sah er noch einmal Schatten und bizarre, sinnlose Dinge. Dann stürmten die Informationen, die er benötigte, wie ein Wasserfall auf ihn ein.

Als Erstes leuchtete die kobaltfarbene Sonne im Zentrum des Labyrinths auf. Dann folgte das Spinnennetz, welches die Wege durch das Gewirr bezeichnete. Gleichzeitig entdeckte er sich selbst und nahm befriedigt wahr, daß er ein gutes Stück näher an das Zentrum des Labyrinths herangekommen war. Als Nächstes wurde sein geistiger Blick auf den graublauen Stern gelenkt, der den Labyrinthmagier Adurias darstellte.

Shannon bemerkte, daß sich nur mehr zwei Wächter des Labyrinths bei Andurias aufhielten. Zwar befand sich ein einzelner, kleiner, dunkler Stern in der Nähe des Labyrinthmagiers, doch dabei handelte es sich um keinen Wächter, höchstens um eine Gestalt, die sich in der Entwicklung zum Wächter befand.

Also mußte der dritte Wächter, den Shannon bei der Orientierung vor seinem Eindringen in das Labyrinth entdeckt hatte, in der Zwischenzeit umgekommen sein. Doch dazu waren Kräfte vonnöten, wie sie nur ein so gründlich ausgebildeter Magier wie er besaß.

Seine Beobachtung konnte nur eines bedeuten—nämlich daß sich noch jemand in diesem Gewölbe aufhielt, um das Geheimnis des Zentrums zu enträtseln. Trotz des Trancezustandes, in dem sich Shannon befand, krampfte sich seine Rechte um den Dolch. *Es darf dir niemand zuvorkommen*, hörte er in Gedanken seinen Meister befehlen. Erregt durchsuchte er das Labyrinth. Plötzlich entdeckte er jenseits des Zentrums zwei helle Sterne.

Einer davon wirkte so kalt wie die Wintersonne und war irgendwie dem Labyrinth verhaftet. Der ist unwichtig, befand Shannon und konzentrierte alle Energie auf den anderen. Nicht lange, da schälte sich vor seinen Augen ein schmales Gesicht heraus. Er sah die hohen Backenknochen, den gepflegten Bart und die weiße, wie ein Blitz gezackte Strähne im schwarzen Haar so deutlich vor sich, daß ihn sein eigener Aufschrei aus der Trance herausriß.

„Das Herz des Labyrinths,“ erklärte Morjaerd, „wurde vor unendlichen Zeiten von den GROSSEN ALTEN als ein Zentrum ungeheurer magischer Kräfte geschaffen. Welchen Zweck sie damit verfolgten, habe ich leider nicht herausfinden können. Nur eines ist sicher: Das Labyrinth selbst hat damals noch nicht existiert. Erst als die GROSSEN ALTEN bezwungen wurden und diesen Pol magischen Potenzials nicht mehr kontrollierten, konnte es sich selbstständig machen und zu wachsen beginnen. Es wurde im Verlauf der Jahrhunderttausende immer stärker und begann zuletzt eigenes Leben und eigene Intelligenz zu entwickeln. Doch schon bald reichten die Kraftreserven nicht mehr aus, die das neu geschaffene Wesen dem magischen Pol, aus dem es entstanden ist, entziehen konnte. Um seine unheilvolle Existenz zu erhalten, mußte es sich andere Formen von lebender Energie suchen und begann zunächst, Tieren ihre Lebenskraft zu entziehen. Aus dieser Zeit stammen die Ungeheuer, die in seinen Tiefen leben. Aber die von den Tieren gewonnene Kraft genügte diesem ungeheuerlichen Geschöpf nicht. Um seinen Hunger nach essentieller Nahrung zu stillen, griff es nach den Lebensenergien

von Menschen und verleibte sie sich samt ihren Häusern, Burgen, Schlössern und heiligen Stätten ein. Dabei entdeckte es schon bald, daß es Menschen und auch von Menschen geschaffene Orte mit einer besonderen Art von geistiger Kraft gab...“

„Magie?“ warf ich ein und erntete dafür einen bösen Blick.

„Natürlich nicht nur Magie! Jede Art von spiritueller Kraft dient dem Labyrinth-ungeheuer als Nahrung! Lassen Sie mich gefälligst ausreden und unterbrechen Sie mich nicht mit dummen Bemerkungen! Also... Das Monstrum, das aus den außer Kontrolle geratenen Kräften der GROSSEN ALTEN entstand, ließ sich als Parasit in den menschlichen Zivilisationen nieder, verleibte sie sich häuser- und städteweise ein und wuchs und gedieh wie nie zuvor. Doch gerade die Menschen mit magischen Fähigkeiten, die seine liebste Beute waren, ließen sich am schwersten fangen. Sie setzten sich zur Wehr und schlugen die Angriffe des Wesens öfter zurück, als daß sie ihm zum Opfer fielen. Da verlockte das Wesen Adurias, einen der Magier, der sich gegen es behauptet hatte, in seine Dienste zu treten. Auf seinen Wanderungen durch Raum und Zeit hatte es die Landschaften und Gebäude zusammengestohlen, aus denen Adurias nun ein fallenreiches Labyrinth schuf. Kein Zauberer und kein Magier sollte mehr eine Chance bekommen, dem Zugriff des unheilvollen Wesens zu entgehen. Soweit ich weiß, ist dies auch nur noch einigen wenigen Mächtigen gelungen...“

„Der große Magnus Morjaerd hat wohl nicht dazugehört!“ sagte ich bissig.

Morjaerds Gesicht verzerrte sich vor Wut, und ich glaubte schon, daß er mir an die Kehle springen würde. Aber er befahl nur seinem Diener, die Tasche zu bringen, und zog einen schwarzen, eiförmigen Gegenstand heraus.

„Nehmen Sie es in die Hand!“ befahl er. Ich folgte zögernd seinem Willen und erschrak beinahe vor der magischen Energie, die zwischen meinen Fingern pulste.

„Dies ist mein magischer Kompaß, den ich vor vielen Jahren in einem Maya-Tempel im Dschungel von Guatemala gefunden habe. Mit seiner Hilfe bin ich schon einmal an Adurias und allen seinen Fallen vorbei bis in das Herz des magischen Irrgartens vorgedrungen. Er wird mich auch ein zweites Mal führen. Und im Gegensatz zu meinem ersten Vorstoß weiß ich jetzt, wie ich das Labyrinth überlisten kann!“

So einfach, wie es sich Morjaerd vorstellte, schien mir die Lösung unserer Probleme nun doch nicht zu sein. Außerdem, wenn er sich so sicher fühlte, warum hatte er dann das Labyrinthwesen noch nicht überlistet? Ich fragte ihn danach. Doch er lachte mich nur aus.

„Weil mir eine entscheidende Waffe dazu fehlte—Sie! Nun, genauer gesagt, irgendein Mensch, der eine gewisse Ahnung von magischen Dingen hat. Und der vor allem dem Labyrinth noch nicht zum Opfer gefallen ist.“

Bei dem Wort *Waffe* fiel mir mein Stockdegen ein. Ich sah mich unwillkürlich um und erregte dadurch Morjaerds Unwillen.

„Was haben Sie auf einmal?“ fragte er ungehalten.

„Es geht um meinen Spazierstock. Er muß noch in dem Barocksalon liegen, aus dem Sie mich befreit haben! Es handelt sich dabei um ein altes Erinnerungsstück, an dem ich sehr hänge und das ich ungern verlieren würde,“ antwortete ich und überlegte, wie ich Morjaerd dazu bringen könnte, mich dorthin zu führen, ohne

daß ich ihn in das Geheimnis des im Knauf eingeschmolzenen *Shoggotensterns* einweihen mußte.

„Sie haben ja Ideen! Mein Herr will Ihnen erklären, wie wir diesem Labyrinth entkommen können, und Sie machen sich Sorgen um einen alten Gehstock,“ fauchte Arne Sten empört.

Doch Morjaerd schien meinen Verlust weit tragischer zu nehmen als sein Diener.

„Das ist kein Problem, Mister Craven. Wenn Sie es wünschen, wird mein Diener Ihren Stock sofort holen,“ sagte er eilfertig.

„Ich wäre Ihnen sehr verbunden,“ antwortete ich ebenso verblüfft wie erleichtert.

„Aber *Meister*, Sie können mich doch nicht wegen eines simplen Spazierstocks durch das Labyrinth hetzen. Das ist doch zu gefährlich! Wenn mich Adurias oder seine Leute entdecken, können sie mir bis hierher folgen!“ protestierte der Diener erregt.

Morjaerd fixierte ihn böse mit seinem Blick. „Du vergißt, daß du zu gehorchen hast!“ sagte er scharf.

Arne Sten wollte widersprechen, doch Morjaerd schlug mit der Faust auf den Tisch. „Damit basta. Und jetzt geh!“

Arne Sten senkte den Kopf und drehte sich mit müden Schritten um. Morjaerd sah ihm nach, bis er verschwunden war, und nickte mir dann zufrieden zu. Er schien regelrecht erleichtert, Sten unter einem Vorwand fortgeschickt zu haben.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir unbewußt einen Grund gegeben haben, meinen Diener fortzuschicken. Denn er ist schon zu stark vom Labyrinth beherrscht, als daß er in meinen Plan eingeweiht werden dürfte! Also, hören Sie zu!“

„Was wollen Sie, Morjaerd?“ fragte ich den Dänen fassungslos. „Meine Lebenskraft?“

„Aber Mister Craven! Sie tun ja geradezu, als hielten Sie mich für einen Vampir! Natürlich will ich Sie nicht völlig aussaugen. Ich brauche nur ein ganz klein wenig Ihrer Kraft, um mich gegen das Labyrinth stellen zu können. Sehen Sie, dieser Dämon hat mir all mein magisches Wissen und Können gelassen. Doch ich kann nichts davon richtig anwenden. Für so kleine Taschenspielereien, wie mich und Sie unsichtbar zu machen, reicht es noch gerade. Aber wenn ich dem Labyrinth gegenüber treten und es unter meinen Willen zwingen will, brauche ich genau das, was es mir geraubt hat, nämlich Lebensessenz!“

„Aber Sie haben es doch schon einmal nicht geschafft!“ antwortete ich mißtrauisch. „Da hatte ich noch nicht so viele Informationen über unseren Gegner wie jetzt,“ erklärte Morjaerd in entschuldigendem Tonfall. „Vielleicht hätte es sogar geklappt, wenn mich dieser Esel von einem Sten nicht in der wichtigsten Phase meiner Beschwörung gestört hätte. Außerdem kann ich diesmal ja auf Ihre Unterstützung rechnen, oder etwa nicht?“

Ich nickte, aber ich vermochte den Keim des Mißtrauens, der einmal gelegt worden war, nicht mehr vollends zu ersticken. Der Däne belog mich nicht direkt, dessen konnte ich mir sicher sein. Aber er sagte mir auch nicht die ganze Wahrheit—oder zumindest nur das, was er selbst für die Wahrheit halten wollte.

„Warum mißtrauen Sie mir denn dann noch?“ fragte Morjaerd leicht beleidigt. „Wenn ich auf Ihre Hilfe angewiesen bin, darf ich Ihnen doch nicht schaden! Das

sehen Sie doch wohl ein, oder nicht? Na also! Ich darf Sie außerdem daran erinnern, daß Sie ja im Grunde gar nicht mehr als ein Gefangener des Labyrinths sind und ihm früher oder später zum Opfer fallen würden. Es gibt keinen anderen Ausweg als den offenen Kampf. Entweder wird es zerstört, oder es zerstört uns. Und ohne mich und meine Magie sind Sie verloren, Craven!“

„Und was ist mit Adurias, Sidos und Yaccur? Wie sollen wir mit denen fertig werden?“

„Wenn ich erst meine Kräfte wieder richtig benutzen kann, werde ich diese Kreaturen mit Schattenbildern von uns fortlocken und so lange beschäftigt halten, bis alles vorbei ist,“ erklärte Morjaerd. „Keine Sorge, Craven—sie sind schon einmal darauf hereingefallen; sonst wären Sie kaum hier, nicht wahr? Los, Craven! Sagen Sie ja und schlagen Sie ein!“

Es sah so aus, als hätte Morjaerd recht. Ich sah tatsächlich keine Möglichkeit, mich aus eigener Kraft aus dieser höllischen Falle zu befreien. So ergriff ich die Hand, die er mir entgegenstreckte, und sagte beinahe gegen meinen Willen: „Einverstanden!“

„Wunderbar,“ rief Morjaerd, und in seinen Augen leuchtete es triumphierend auf. „Kommen Sie! Wir dürfen keine Minute verlieren!“

Da ertönte unter uns ein schleifendes Geräusch. Morjaerd sprang auf und eilte zur Luke, um in den Turm hinabzusehen. Nach einer Weile zuckte er mit den Achseln und wandte sich wieder zu mir um. „Nichts zu sehen. Es muß wohl eine Ratte gewesen sein.“

Er warf noch einen letzten Blick in die Tiefe, kam zum Tisch zurück und öffnete die große Ledertasche, die seine Zauberutensilien enthielt. „Wenn Sie nichts dagegen haben, beginnen wir jetzt mit der Beschwörung.“

„Sollten wir nicht besser auf Ihren Diener warten? Soviel ich gehört habe, braucht man für solche Zeremonien stets drei Leute,“ wandte ich ein.

„Pah, da könnten wir ja gleich einen Ochsen oder ein Kamel in unseren Zirkel aufnehmen. Nein, nein. Sten hat kein magisches Geschick und auch nicht das erforderliche Wissen. Er stört uns höchstens. Außerdem besitze ich genug Kraft, um den Zauber auch ohne einen dritten Pol zu einem guten Ende zu bringen!“

Morjaerd sagte das in einem Ton, der keinen Widerspruch mehr duldete, und begann seine Vorbereitungen zu treffen. Mit pedantischer Genauigkeit zeichnete er mit magischer Glimmerkreide zwei Drudenfüße auf den Boden der Turmstube, zog zwei Kreise um sie und verband diese durch weiße und schwarze Pfeile, deren Spitzen auf den rechten Kreis zuliefen.

Als er damit fertig war, hingte er sich eine Kette mit einem roten Widderkopf um, nahm einen Elfenbeinstab aus der Tasche und kam auf mich zu.

„Die Beschwörung ist nicht ganz einfach, Mister Craven. Denken Sie daran, Sie dürfen sich während des Rituals nicht heftig bewegen oder aufspringen, denn sonst gefährden Sie uns beide! So, und jetzt legen Sie sich bitte in die Mitte des linken Kreises.“

Sein Gesicht gefiel mir gar nicht. Es hatte irgendwie einen lauernden, böartigen Ausdruck angenommen, so als wäre eine Maske gefallen. Die Kälte, die seine Gestalt verströmte, schien zuzunehmen. Ich zögerte, aufzustehen.

„Bitte, Mister Craven. Die Zeit läuft uns davon. Die Beschwörung duldet keinen Aufschub,“ drängte er.

Da ich mich immer noch nicht rührte, packte er mich am Arm und zog mich auf den Kreis zu. Ich protestierte gegen dieses rüde Verhalten. Doch er zerrte mich auf den Drudenfuß, stieß mich zu Boden und drückte mir dann die Spitze seines Stabes ins Gesicht, als wolle er mich brandmarken.

Ein heftiger Schlag fuhr durch meinen Körper und schien jede Faser in mir zu zerfetzen.

Ich wollte aufspringen, aber ich konnte es nicht mehr. Der unheimliche, eisige Hauch, der den Magier umgab, nahm weiter an Intensität zu—und plötzlich war es mehr als nur ein Gefühl. Meine Muskeln waren wie gelähmt. Ich bekam nicht einmal mehr den Mund auf, um meine Schmerzen hinauszuschreien.

Morjaerd sah mit diabolischer Freude auf mich herab. In seinen gläsernen Augen spiegelte sich sogar ein Anflug von Leben, als er mich an den Beinen packte und wie eine Gliederpuppe hin und herschleifte, bis ich in der von ihm gewünschten Position lag. Dann zog er ein Dreieck um die beiden Kreise, wobei er sorgfältig darauf achtete, die frisch gezeichnete Linie nicht mehr zu berühren oder zu überschreiten.

„Jetzt können Sie mir endgültig gratulieren, Craven,“ sagte er mit höhnischem Lachen. „Die Zeit meiner Gefangenschaft in diesem Labyrinth des Wahnsinns neigt sich ihrem Ende zu. Schwillt nicht auch Ihr Herz vor Freude, daß Sie es sein dürfen, der mir zu meiner Freiheit verhilft? Wenn Sie williger gewesen wären, hätte ich Ihnen ja ein wenig von Ihrer Lebensenergie gelassen. Da Sie sich jedoch widerspenstig gezeigt haben, brauche ich mir keine Schranken aufzuerlegen! Jetzt wird es mir gelingen, mir das Labyrinth zu unterwerfen und das Herz seiner Macht an mich zu bringen. Aber Sie sollten mich nicht für allzu undankbar halten. Wenn ich mich zum Herrn des Dämons gemacht habe, werde ich Adurias und seine Spießgesellen beseitigen und Sie an seiner Stelle zu meinem ersten Diener machen.“

Er beendete seine Vorstellung mit einem häßlichen Lachen und stellte sich in den anderen Kreis. Die kabbalistischen Symbole auf seinem Talar leuchteten mit einem Mal auf, und der Widderkopf auf seiner Brust wurde von einem strahlenden Kranz umgeben. Doch noch war Morjaerd nicht bereit für seine Beschwörung. Er wollte seinen Sieg über mich bis zur Neige auskosten.

„Sie sind ein armer Narr, Craven. Ich habe beinahe Mitleid mit Ihnen,“ spottete er. „Sie haben sich von Ihrem Freund Howard, der übrigens ein noch größerer Narr ist, dazu verführen lassen, Ihre Hände in die Geheimnisse der Magie und der verborgenen Mächte zu stecken. Jetzt empfangen Sie den gerechten Lohn für diese Vermessenheit.“

Bezüglich des Narren war ich mit ihm einer Meinung, und ich empfand eine furchtbare Wut auf mich selbst. Ich hätte mich selbst ohrfeigen können, doch er hatte mich so hilflos gemacht wie einen frisch geschlüpften Vogel. Nein, noch hilfloser, denn ein Küken besitzt wenigstens noch seinen Schnabel, mit dem es piepsen und hacken kann, wenn man ihm zu nahe kommt.

Ich konnte ja nicht einmal die Lippen bewegen, geschweige denn eine Hand.

Schon bei den ersten Worten von Morjaerds Beschwörung fühlte ich einen heftigen Schmerz und ein Zerren an meinen Gliedern. Gleichzeitig wurde es dunkel vor meinen Augen, doch ich verlor mein Bewußtsein nicht. Heiße Zungen leckten hungrig an meinen Armen und Beinen.

Für einen Moment wurde die Stimme des Magiers leiser. Sofort kehrte meine Sehkraft zurück, und die Muskellähmung wich ein wenig. Ich schöpfte schon Hoffnung, dass Morjaerd sich übernommen haben könnte, und drehte mühsam den Kopf.

Wie eine riesige Fledermaus stand Morjaerd mit weit ausgebreiteten Armen in seinem Kreis und flüsterte heiser seine Zauberformeln. Sein Atem ging schwer, und sein Gesicht hatte sich zu einer Grimasse verzerrt.

Hilflos mußte ich zusehen, wie die Pfeile, die er zwischen den Kreisen gezogen hatte, aufglühten und sich tief in den Boden fraßen. Mit jedem Wort, das Morjaerd hervorstieß, mit jeder Sekunde, die verging, floß meine Lebenskraft zu ihm hinüber.

Der Magier blühte förmlich auf. Seine bleiche Farbe wich einem lebendigen Teint, seine Augen strahlten vor Begeisterung, und er reckte seine Fäuste triumphierend empor. Da tauchte neben ihm ein Schatten auf.

Im ersten Moment glaubte ich ein Trugbild zu sehen. Doch es war tatsächlich Arne Sten. Er trat jetzt mit wütender Miene an das flammende Dreieck und tippte Magnus Morjaerd mit dem Knauf meines Stockdegens an.

„Meister, Ihr habt doch auf mich warten wollen. Ihr habt gesagt, Craven hätte genug Leben in sich für uns beide. Und jetzt habt Ihr die Beschwörung ohne mich angefangen. Ihr wolltet mich doch nicht etwa übergehen oder betrügen?“

Morjaerds Gesicht färbte sich bei diesen Worten blutrot. Er wirbelte herum und schrie Sten an. „Störe mich nicht, du elender Kretin! Wer bist du denn schon, daß ich das wertvolle Leben meines Opfers mit dir teilen müßte? Verschwinde! Verkrieche dich im nächsten Rattenloch!“

„Nein! Ihr dürft mich nicht im Stich lassen!“ kreischte Sten und wollte Morjaerd an der Schulter packen.

Dieser jedoch schwang seinen Zauberstab und rief etwas, das wie eine Verwünschung klang. Sofort glühte die Spitze des Stabes auf. Ein greller, unerträglich gleißender Blitz brach aus dem Stab, traf Arne Sten wie eine Nadel aus Licht in die Brust und schleuderte ihn mit haltlos rudern den Armen gegen die Mauer.

Ein paar Sekunden lang starrte Morjaerd noch auf seinen Diener, der ohne Bewußtsein am Boden lag. Dann trat er wieder in das Dreieck zurück und zog dessen Linien sorgfältig nach.

„Dieser verdammte Idiot,“ schimpfte er vor sich hin. „Jetzt muß ich noch einmal von vorne anfangen!“

Der Gedanke, die nächsten Jahrhunderte als untotes Gespenst in diesem Labyrinth zu verbringen, womöglich noch als Faktotum dieses Größenwahnsinnigen Dänen, erschien mir fast schlimmer als der Tod. Doch in dem Augenblick, in dem die Pfeile wieder aufleuchteten und ich das vampirhafte Zerren und Saugen spürte, begannen Stens Lider zu zittern.

Er bleckte die Zähne, stemmte sich mit hölzern wirkenden Bewegungen in die Höhe und streckte seine Hand nach meinem Stockdegen aus. Ohne jedes Geräusch hinkte er auf Morjaerd zu—und zog ihm den Kristallknauf über den Hinterkopf.

Der Däne ging ächzend in die Knie. Mit unmenschlicher Energie kam er jedoch sofort wieder hoch, wirbelte herum und schlug mit dem Zauberstab nach Sten.

Der Diener wich aus und hieb auf Morjaerds Unterarm. Der Zauberstab flog im hohen Bogen davon.

Morjaerd trieb Sten mit einem Fußtritt zurück und griff mit der Linken nach dem Stab. Da ließ Arne Sten den Stockdegen fallen, sprang seinen *Meister* an und krallte seine Hände um dessen Hals.

Der Magier bäumte sich auf und schlug um sich. Dabei stolperte er und riss Sten mit sich zu Boden.

Sie stürzten dabei aus dem Zauberkreis. Sofort hörte der Sog an meinem Körper auf, und ich konnte mich wieder bewegen. Morjaerds Abwehrversuche wurden nun immer kraftloser. Schließlich fuchtelte er nur noch mit beiden Armen in der Luft herum und sackte dann haltlos zusammen. Einen Moment lang hielt Sten noch Morjaerds erstarrten Körper in seinen Armen. Dann flammte der Magier auf und zerfiel zu glühender Asche.

Im selben Augenblick kehrte alle Energie, die mir Morjaerd bis dahin abgezogen hatte, in meinen Körper zurück. Ich sprang erleichtert auf, wich hastig zwei, drei Schritte von den beiden magischen Kreisen zurück und sah Sten dankbar an. „Besten Dank, Sten. Sie haben mir das Leben gerettet!“

Der Diener streifte die an seinen Händen haftende Asche ab und sah mich aus funkelnden Augen an. Dann schüttelte er den Kopf und verzog sein Gesicht zu einem schiefen Grinsen.

„Das war nicht der Rede wert, Mister Craven! Ich habe nur einen Verräter bestraft, der mich betrügen wollte. Außerdem habe ich ihm all die Demütigungen heimgezahlt, die ich im Lauf der Jahre durch ihn erfahren mußte. Und dann mußte ich natürlich verhindern, daß Ihre wertvolle Lebensenergie an eine so nutzlose Kreatur verschwendet wird.“

„Wollen Sie mich vielleicht selber aussaugen?“ scherzte ich.

„Nein, natürlich nicht!“ antwortete er lächelnd. Doch sein Lächeln gefiel mir nicht. Ich spürte, daß in dem Mann etwas vorging, das sich mit dem Verstand nicht begreifen ließ. Seine blassen Augen wurden dunkel wie die Nacht.

Er schoß so schnell auf mich zu, dass ich nicht mehr ausweichen konnte. Seine Hände packten mich und preßten mich gegen die Wand. Ich sah sein Gesicht dicht vor dem meinen und roch den kalten Moderatem, der aus seinem Mund drang.

„Jetzt ist dein sinnloser Kampf gegen das Labyrinth vorbei, Robert Craven,“ sagte er. „Denn ich habe beschlossen, einem neuen Herrn zu dienen: Adurias! Ich will ihm den Wächter ersetzen, den du umgebracht hast. Und du wirst meine Referenz sein, damit er mich nimmt!“

Ich spürte die ungeheure Kraft, die Sten entwickelte, und wußte, daß ich kaum eine Chance gegen ihn hatte. Und doch war es eine andere Situation als bei meinem Kampf mit Croff. Sten besaß nicht die animalische Härte des Wächters, und ihm fehlte vor allem die Übung im Kampf.

Ich riß mich mit einer heftigen Bewegung aus seiner Umklammerung frei. Doch bevor ich meinen Stockdegen fassen konnte, war er wieder über mir.

Er täuschte einen Schlag in meinen Magen vor. Meine Hände zuckten unwillkürlich herab, da knallte er mir seine Faust gegen die Schläfe. Dann holte er mich von den Beinen und versuchte sich auf mich zu werfen.

Ich wälzte mich zur Seite, sah die Bodenluke auf mich zukommen und stürzte in die Glockenstube hinab, streifte im Fallen die große Glocke und blieb halb benommen auf dem Bretterboden liegen.

Über mir glitt Arne Sten durch die Luke und sprang mit einem einzigen Satz herab. Irgendwie schaffte ich es, auf die Beine zu kommen und das leicht hin und her schwingende Bronzemaul zwischen ihn und mich zu bekommen.

Wir schlichen mehrmals im Kreis um das Hindernis herum, bis es Sten zu dumm wurde. Grollend packte er den Rand der Glocke und zog ihn auf sich zu. Dann stieß er sie auf mich zu. Ich duckte mich hastig und wich bis zur Wand zurück.

Der Klöppel schlug gegen den Glockenrand. Ein Dröhnen erfüllte die Kammer und hallte von den Wänden wider. Das Geräusch ging mir durch Mark und Bein, und ich preßte die Hände auf meine Ohren.

Sten hinkte herum wie Quasimodo, stieß die Glocke auf ein Neues an und brachte dann auch eine zweite zum Klingen.

Bei jedem Schlag bohrten sich glühende Drähte durch mein Gehirn, und mein Körper vibrierte im Takt der Glocken.

„Geben Sie auf, Craven!“ Stens Stimme drang wie ein Wispern durch das wahnsinnige Geläut. Irgendetwas in mir zwang mich zu nicken. Der Däne gab der großen Glocke lachend noch einen kräftigen Stoß.

Ich sah sie auf mich zukommen und krümmte mich in Erwartung des Glockenschlages. Doch da kam mir eine wahnwitzige Idee: Als die Glocke ihren höchsten Punkt erreicht hatte und zurückzuschwingen begann, sprang ich vor und krallte mich an ihren Rand fest. Ich ließ mich von ihr durch die ganze Glockenstube tragen. Sten wurde von meinen ausgestreckten Beinen erfaßt, gegen ein Schallloch geschleudert—und flog hindurch.

Ich starrte für den Bruchteil einer Sekunde auf die Öffnung, hinter der vor wenigen Augenblicken noch massiver Fels zu sehen gewesen war, rannte zum Schallloch und steckte den Kopf hinaus.

Wie ein Stein fiel Sten in die Tiefe und schlug zwischen moosbedeckten Grabsteinen auf. Sein Schreien brach abrupt ab. Dann flammte ein kurzer Lichtschein auf, und es wurde still dort unten. Die ausklingenden Schläge der Glocken hörten sich auf einmal an wie Totengeläut.

Einen Moment lang blieb ich noch stehen und starrte in die Dunkelheit hinab, dann richtete ich mich auf, ging zurück und konzentrierte mich für eine Weile ganz darauf, mein wie wild rasendes Herz wieder zu beruhigen.

Ich zitterte am ganzen Leib. Stens Hände hatten schmerzende Abdrücke in meinem Fleisch hinterlassen, und ich glaubte noch jetzt, die ungeheure Kraft zu spüren, die in dem Körper dieses bizarren, untoten Labyrinthgeschöpfes geschlummert hatte.

Als ich mich etwas erholt hatte, kletterte ich in die Kirchturmkuppel zurück und nahm als Erstes meinen Stockdegen wieder an mich. Die Waffe gab mir einen Teil meiner Sicherheit zurück, so daß ich der Zukunft wieder mit einem gewissen Optimismus entgegensetzen konnte. Da ich bisher nur sinnlos in diesem Labyrinth herumgeirrt war, beschloß ich, mein weiteres Vorgehen genauer zu planen.

Magnus Morjaerd hatte mir klargemacht, daß es normalerweise keine Chance mehr gab, das Labyrinth je wieder zu verlassen. Wer hineingeriet, wurde von Adu-

rias und dessen Leuten gejagt, schließlich zur Strecke gebracht und seiner Lebensenergie beraubt. Dadurch wurde er selbst ein Teil des Labyrinths und führte ein Schattenleben in seinem Inneren. Das waren herrliche Aussichten: Ich fühlte mich wie eine in der Falle gefangene Ratte.

Aber nein, noch war ich zumindest Herr meiner Entschlüsse. Eine winzige Chance hatte ich noch—und die mußte ich nutzen. Wenn Morjaerd recht hatte, war es anderen schon gelungen, den Kampf mit dem Wesen des Labyrinths aufzunehmen und es zumindest so lange unter Kontrolle zu halten, bis sie ihre Freiheit zurückgewonnen hatten.

Da ich diesen Kampf jedoch nicht aus der Ferne führen konnte, mußte ich in das magische Herz des Labyrinths vordringen. Ich wußte nicht, was mich dort erwartete, und vor allem nicht, wie ich siegen konnte.

Um dem Monstrum zumindest nicht mit vollkommen leeren Händen gegenüberzutreten zu müssen, untersuchte ich die magischen Utensilien, die Morjaerd mit sich geschleppt hatte. Sein Stab war ausgebrannt, wie ich mit einem gewissen Bedauern feststellen mußte; nur noch ein verkohltes Stück Elfenbein, das mir unter den Fingern zerbröckelte.

Mit dem, was ich sonst in der Tasche fand, konnte ich nichts anfangen. Die Kristalle, Figurinen und Wachsbilder besaßen entweder keine magischen Kräfte oder vielleicht nur solche, die allein Morjaerd hätte wecken können.

Nur der magische Kompaß reagierte auf mich. Ich nahm ihn in die Hand und konzentrierte mich. Sofort spürte ich einen starken Zug in eine bestimmte Richtung und sah die Stele der GROSSEN ALTEN wie einen Scherenschnitt vor meinem inneren Auge auftauchen.

Shannon erstarrte in der Bewegung. Er hatte schon mehrmals miterlebt, wie sich das Labyrinth um ihn herum umschichtete, doch so stark wie diesmal war es noch nie gewesen. Es zog sich zusammen, stülpte sich wie ein Handschuh um, ließ Regionen in sich versinken und brachte andere aus seinen verborgensten Tiefen ans Licht.

Nicht um seiner selbst willen jedoch, das fühlte Shannon ganz deutlich, sondern weil es auf der Jagd war, auf der Jagd nach jemandem, dem es nicht mehr seine Kreaturen, sondern sich selbst entgegenwarf.

Einen Augenblick fürchtete der junge Magier, wieder an den Rand des Labyrinths geschleudert worden zu sein. Doch eine kurze Trance bewies ihm, daß die Veränderungen ihn stattdessen sogar bis fast an das Zentrum herangetragen hatten. Er mußte nur noch die langgestreckte, hölzerne Halle durchqueren, deren Rückwand sich mit einem Mal hinter ihm geschlossen hatte.

Es war die seltsamste Halle, die Shannon je zu Gesicht bekommen hatte. Kaum mehr als drei Meter hoch und fünf Meter breit glich sie eher einem langgestreckten Gang, dessen anderes Ende im Halbdunkel versank. Eine Feuergrube, über der Rinder, Schafe und Schweine an eisernen Spießen gebraten wurden, zog sich durch die Mitte der Halle beinahe von einem Ende bis zum anderen. Und um das Feuer herum saßen einige Dutzend wilder Gestalten, die geradezu aus einem Land böser Dschinns zu stammen schienen.

Shannons Blick blieb an wirren blonden Mähnen und roten Bärten hängen, an gehörnten Helmen, riesigen Äxten, Schwertern und Schilden und an Gewändern

aus grober Wolle und ungepflegten Pelzen, die zu den muskulösen, narbigen Körpern ihrer Träger paßten. Zwischen den Bänken und Tischen liefen große, schmutzige Hunde herum und schnappten nach den Knochen, die die Männer ihnen zuwarfen. Ausgemergelte, armselige Sklaven schleppten berauschende Getränke herein, drehten die Spieße und bedienten ihre barbarischen Herren.

Diese sahen nicht so aus, als würden sie einen ungebetenen Gast willkommen heißen. Shannon, der im Schatten eines mit dämonischen Figuren geschmückten Hochsitzes stand, zerbrach sich den Kopf, wie er ungesehen durch die von Menschen und Hunden wimmelnde Halle schlüpfen konnte. Er vertraute den schwarzen Kräften, die ihm sein *Meister* übertragen hatte, und war überzeugt, mit diesen Nordlandbarbaren fertig zu werden. Aber er durfte sie nicht an untote Gespenster vergeuden, sondern mußte sie für den Feind seines Herrn aufbewahren.

Da stand ein kahlköpfiger Mann auf, der sofort die Aufmerksamkeit aller anderen auf sich zog. Er trat vor den Hochsitz, verbeugte sich vor dem Fürsten, der darauf saß, und begann dann mit klangvoller Stimme raue Verse vorzutragen. Auch die Sklaven richteten ihre Blicke nach vorne, und Shannon stellte fest, daß sie die Hunde zum Schweigen brachten.

In die Stille fielen die Worte des Skalden wie Trommelschläge. Sie fesselten sogar Shannon, der sich durch das Spiel von Licht und Schatten wand, das die Flammen auf Wände warfen.

„Skallagrimson, du verstehst es, deinen König zu preisen!“ rief der goldhaarige Mann auf dem Thron, als der Skalde wieder schwieg. Er war von den Versen sichtlich geschmeichelt, denn er streifte seinen goldenen Armreif ab und warf ihn dem Skalden zu. Dieser fing den Ring geschickt auf und verbeugte sich erneut.

„Ich danke Euch für das Gold, König Harald. Doch müßtet Ihr Euch für die Verse selber danken. Denn es ist Euer Ruhm, der sie in meinem Munde formt!“

Die Antwort des Königs hörte Shannon nicht mehr. Er nutzte den Augenblick aus, in dem die Aufmerksamkeit der Wächter ganz auf den Hochsitz gerichtet war, und huschte durch das offene Tor ins Freie.

Im nächsten Moment versank er hüfttief in nassem Schnee. Beim nächsten Schritt aber fand er sich auf einem ebenen, von einem silbrigen Himmel überspannten Platz wieder. Sein Blick fand keinen Horizont. Doch er fühlte, daß es hier Grenzen gab, die sein Geist nicht mehr erfassen konnte.

Er trat unsicher in die Ebene hinaus und überlegte, aus welchem Material der Boden unter seinen Füßen bestand. Denn es war weder Erde noch Stein, noch Metall. Noch während er den Boden betrachtete, entdeckte er in der Ferne einen Mann. Obwohl dieser wie von einem Wasserschleier verdeckt war, atmete Shannon erleichtert auf und strich mit den Fingerspitzen fast zärtlich über den Griff seines Dolches.

Der magische Kompaß zog mich auf das Schallloch zu, durch das Arne Sten gestürzt war, und ich folgte ihm unsicher. Sollte ich etwa die vierzig oder fünfzig Meter bis zum Fuß des Turms an der Mauer draußen hinabklettern?

Als ich jedoch hinausschaute, verwandelte sich das Schallloch in eine Tür, die auf eine schier endlose Ebene hinausführte. Um mich zu vergewissern, ob das, was ich sah, auch der Realität entsprach, warf ich einen Stein hinaus. Er fiel auf das spiegelnde Pflaster und kollerte einige Schritte weit auf den Platz hinaus. Als

ich dann ins Freie trat, begann sich vor mir eine Art Pagode aus dem Nichts zu schälen.

Zuerst sah das Bauwerk aus, als wenn es durch einen Schleier oder einen Wasserfilm verdeckt würde. Doch mit jedem Meter, den ich darauf zuing, nahm es handfestere Konturen an. Ich fühlte mich immer mehr in eine jener kolorierten Daguerrotypen über Asien versetzt, die ich vor einiger Zeit gesehen hatte. Denn vor mir stand eine naturgetreue Kopie des Palastes des himmlischen Friedens aus der Verbotenen Stadt von Peking.

Es war absurd, daß ausgerechnet dieses Filigranwerk aus glasierten Ziegeln, vergoldeten Balken und dem drachengeschmückten Dach das äußerliche Symbol finsterster Macht darstellte. Doch aus jedem Fenster und jeder Tür des Palastes kroch schwarzer Nebel und breitete sich über die Ebene aus.

Innerhalb kürzester Zeit hatten mich die Schwaden erreicht und leckten gierig an meinen Schuhen. Der Nebel strahlte so einen Hunger nach Leben aus, daß ich angeekelt zurückwich. Was immer auch hier entstanden war, es hatte Kräfte entwickelt, die selbst einen *Yog-Sothoth* vor Probleme stellen würden.

Ich fühlte mich mehr als nur hilflos. Bisher hatte ich immer einen Ausweg aus dem schlimmsten Schlamassel gefunden. Reichten meine eigenen Kräfte nicht aus, waren Howard und Rowlf für mich eingesprungen. Aber hier mußte ich ohne jede Hilfe den Kampf mit dieser Ballung schwärzester Magie aufnehmen. Ich hatte das ungute Gefühl, daß ich hier auf einen Gegner gestoßen war, der alles, womit ich es bisher zu tun gehabt hatte, an Macht übertraf.

Inzwischen hatten mich die Nebelschwaden eingekreist. Und es war kein normaler Nebel. Dunkle, auf und ab hüpfende Schatten tanzten hinter den grauen Schwaden, dann glaubte ich einen großen, gräßlich verzerrten menschlichen Umriß zu erkennen, und plötzlich schoß etwas wie ein glühender Feuerball auf mich zu, wurde zu einem irisierenden Stein, der in so rascher Folge seine Konturen änderte, daß es aussah, als wenn er aus allen möglichen und unmöglichen geometrischen Figuren zugleich bestehen würde.

Das war ein Relikt der GROSSEN ALTEN. Ich konnte die Gewalten, die in dem Ding schlummerten, beinahe mit Händen greifen. So intensiv wie hier hatte ich die Ausstrahlung der magischen Manifestationen noch niemals zuvor gespürt.

Ich fühlte, daß ich vor einem Geheimnis stand, das nicht einem der GROSSEN ALTEN allein gehörte. Dieses unaussprechliche Ding konnte nur ein Werk der ganzen Rasse sein.

Als ich näher auf die Kugel zuing, begann der *Shoggotenstern* in meinem Degenknauf zu glühen. Gleichzeitig schoben sich drei Metallhöcker aus der blau strahlenden Kugel. Auf diesen Höckern waren Schriftzeichen eingraviert, die so fremdartig waren, daß ich nicht einmal ihre Form in mich aufnehmen konnte.

Ich streckte unwillkürlich die rechte Hand nach einem der Höcker aus, ohne ihn jedoch zu berühren. Doch die Bewegung reichte aus, um wieder eine Veränderung der Kugel zu bewirken.

Sie dehnte sich knisternd aus, bis sie Decke und Boden berührte. Dabei wurde sie so heiß, daß mir die glühende Luft fast die Lungen verbrannte. Ich taumelte bis an die Wand zurück. Sofort packten mich die Balken und Steine mit unsichtbaren Krallen und Händen und rissen mich zu Boden.

Der schwarze Nebel schlug über mir zusammen und drang durch jede Pore meines Körpers in mich ein. Er saugte an mir, schlimmer als Morjaerds Beschwörung, und mir war, als würde er mir in Sekundenschnelle das Leben aus dem Leib reißen.

Da bemerkte ich, dass die gierigen, fratzenhaften Schatten dem glühenden *Shoggotenstern* auswichen, und alles in mir bäumte sich auf. Ich schlug wild um mich, rammte den Knauf meines Stockdegens in nebelhafte Dämonenfratzen und zog schließlich einen feurigen Kreis um mich herum.

Sofort wurde die Kraft, die mich gepackt hatte, schwächer und erlosch schließlich mit einem Seufzen. Ich sprang auf die Beine und sah, daß die Stelle zu einem bizarren, von vier hornartigen Auswüchsen gekrönten Totenkopf geworden war.

Blaue und grüne Flammenzungen schlugen aus der Mundhöhle und verschlangen alles, was ihnen in den Weg kam.

Im gleichen Moment sprang mich jemand an, warf mich zu Boden und stieß mir einen Dolch in die Schulter.

Für einen Moment drohte ich das Bewußtsein zu verlieren. Halb blind schlug ich um mich, spürte, wie ich etwas traf, aber der Hieb war kraftlos und stachelte die Wut meines Gegners eher noch weiter an. „Du wirst meinem *Meister* nicht mehr in den Weg kommen, Robert Craven!“ sagte eine triumphierende Stimme über mir.

Mühsam blinzelte ich die roten Schlieren vor meinen Augen weg und starrte in ein schmales, von lockigem blonden Haar umgebenes Gesicht.

Einen Augenblick glaubte ich, einer weiteren Halluzination zum Opfer gefallen zu sein. Doch der brennende Schmerz zwischen Herz und Schultergelenk und mein blutiges Hemd waren real. Auch das Gesicht war echt; und ich kannte es.

„Shannon!“

Der Mann, der rittlings auf meiner Brust hockte, war niemand anders als der junge Magier, den Necron auf mich angesetzt hatte und der in Arkham zurückgeblieben war, nachdem er mir geholfen hatte, den Fluch von Innsmouth zu brechen—mein Freund Shannon.

Aber er war nicht mehr er selbst. Für einen ganz kurzen Moment schien so etwas wie Erkennen in seinen Augen aufzublitzen, als ich seinen Namen rief, dann trübte sich sein Blick wieder, er schrie, riß den Dolch mit beiden Händen hoch und holte zum letzten, entscheidenden Stoß aus.

„Shannon, nicht!“ keuchte ich verzweifelt. „Ich bin nicht dein Feind!“

Er erstarrte. Der Dolch, den er mit beiden Händen hoch über den Kopf erhoben hatte, begann zu zittern, und in seine Augen trat ein Flackern wie in den Blick eines Wahnsinnigen. Dann spürte ich, wie der unselige Bann, der von seinem Denken Besitz ergriffen hatte, sich verstärkte; Shannon bäumte sich wie unter Schmerzen auf—und stieß zu!

Ich rollte mit verzweifelter Kraft zur Seite, zog die Knie an den Körper und versuchte ihn von mir herunterzustößen. Meine Kraft reichte nicht ganz, aber die Bewegung brachte Shannon aus dem Gleichgewicht; er wankte, das Messer schrammte nur über meinen rechten Oberarm, prallte mit einem hässlichen Klirren auf den Boden und brach ab. Ich bäumte mich noch einmal auf und stieß ihn mit verzweifelter Kraft von mir herunter.

Ich rollte zur Seite, krümmte mich und versuchte meinen Stockdegen zu ziehen. Seine Arretierung klemmte, und ich bekam die Klinge nicht sofort heraus. In meiner Verzweiflung richtete ich mich auf und holte mit dem Stock zum Schlag aus. Dabei berührte der Knauf mit dem *Shoggotenstern* den riesigen Totenkopf hinter mir.

Eine blaue Feuerlohe schlug aus den Augen des Totenschädels, raste durch den Saal und schlug tosend gegen die Wände. Sein Maul öffnete sich so weit, daß die Kiefer Decke und Boden berührten.

Ehe Shannon erneut auf mich losgehen konnte, wurden wir von dem steinernen Rachen verschlungen.

Ich wanderte durch einen Wald aus tosenden Flammen und wunderte mich, daß ich noch lebte. Ja, mehr noch, ich empfand das Feuer auf einmal als ganz angenehm. Ich spürte keine Schmerzen und keine Schwäche, sondern nur jene wunderbare Leichtigkeit, die man nach einer Flasche Champagner empfindet; jene gefährliche Art von Euphorie, die der beginnenden Hysterie vorausgeht und der das Ende folgen konnte. Ich fühlte mich wirklich gut.

Bis zu dem Moment, in dem ich begriff, daß ich kein Mensch mehr war. Entsetzt starrte ich an dem glosenden Ding hinab, das meinen Körper darstellte, und begann hysterisch zu lachen. Die magische Macht der GROSSEN ALTEN hatte aus mir einen gelblich gleißenden Feuerball gemacht. Ich schwamm scheinbar schwerelos durch ein glühendes Meer und hatte keine Ahnung, wie ich diesen Zustand wieder beenden konnte.

Ein giftiges Fauchen störte meine Gedanken. Ich schwang herum und sah wenige Meter hinter mir einen indigofarbenen Feuerball schweben.

Obgleich er ebenso verwandelt war wie ich, erkannte ich ihn. Es war Shannon. Oder das, was von dem Menschen geblieben war, den ich einmal unter dem Namen Shannon gekannt hatte... Er versuchte alles, um mich einzuholen. Außerdem lernte er weitaus schneller als ich, mit seinem nichtmenschlichen Körper umzugehen. Er schoß auf mich zu und stach mit einer Flammenlanze auf mich ein.

Auf meinem Feuerkörper bildeten sich dunkle Flecken. An einer Stelle riss sogar die Hülle auf, und eine Art brennendes Öl spritzte heraus. Mir wurde plötzlich eiskalt, und ich schauderte. Wenn es mir nicht gelang, mich zu wehren, war ich in kurzer Zeit verloren. Ich konzentrierte alle Gedanken auf meine Gestalt und stellte mir vor, Shannon mit einem rechten Haken zu stoppen. Und wirklich schoß im selben Moment eine schillernde Feuerfaust auf ihn zu.

Der Aufprall schleuderte seinen Flammenkörper zurück. Er blieb fauchend zurück und deckte mich aus der Ferne mit einem Hagel feuriger Pfeile ein.

Ich versuchte zurückzuschießen, aber ich brachte nur die Energie für ein paar Pfeile auf. Doch zu meinem Glück wurden auch die Angriffe Shannons stockender. Jeder Pfeil, den er verschoß, zog ihm einen Teil seiner Körpermasse ab. Dadurch begann er merklich abzukühlen und wurde unsicher. Er traf nicht mehr mit jedem Geschos, hatte außerdem Schwierigkeiten, mir zu folgen.

Ich ließ ihn toben und beschränkte mich auf gelegentliche Konter, achtete jedoch sorgfältig darauf, die dabei aufgewendete Körpermasse wieder zurückzuholen. Ich boxte sozusagen auf die feine englische Art ganz nach den Regeln des Marquis of Queensbury, während mein Gegner mit verbissener Wut auf mich eindrosch.

Die ganze Situation war so verrückt, daß sie eher einem Albtraum als der Wirklichkeit entsprungen sein konnte. Nur die Schmerzen, die ich dabei empfand, waren real.

Und der Wahnsinn war noch nicht zu Ende. Im Gegenteil. Ich hatte plötzlich das sichere Gefühl, daß er gerade erst begann...

Ich spürte, daß sich mein Körper erneut veränderte. Noch bevor mir klar war, was ich jetzt darstellte, blies ich meinen Leib auf und streckte meine fünf Tentakel zur Felswand aus. Zuerst fanden sie an dem glatten Stein keinen Halt. Doch dann blieben meine Saugnäpfe mit einem schmatzenden Geräusch haften.

Ich erschrak, als ich erkannte, daß ich mich in einem grünen Krakenkörper nach der Art eines GROSSEN ALTEN befand.

Ich gab es auf, irgendeine Art von Logik in diesem bizarren Kampf sehen zu wollen. Eine leise, schon halb erloschene Stimme tief in dem Chaos, das mein klares Denken verschlungen hatte, sagte mir, daß all dies nicht real war; wir verwandelten uns nicht wirklich, so wenig, wie all die Dinge, die ich zu sehen glaubte, wirklich hier waren.

Ich hangelte mich nach oben und packte die Schlange Shannon mit drei Tentakeln und zerrte sie auf meinen monströsen Papageienschnabel zu.

Doch bevor ich sie zwischen die Kiefer bekam, veränderte sich die Umgebung erneut. Ich fand mich auf einem vielfach gezackten Felsband wieder, das auf einen großen, einem Totenkopf ähnlichen Felsen zulief. Hinter mir schälte sich Shannon in seiner natürlichen Gestalt aus dem Nichts.

Es gab auch diesmal keinen Kampf, so sehr sich mein Gegenüber auch bemühte, mich einzuholen. Ein blauer Blitz raste aus dem Himmel und schlug zwischen uns in das Felsband ein. Ein hohes Summen ertönte, und das Felsband setzte sich in Bewegung. Schneller und schneller wurde es und raste mit der Geschwindigkeit eines Eilzuges auf den Totenkopf zu, der durch seine hell strahlenden Augen und Rachenöffnung wie ein makaberer Riesen Kürbis aussah.

Der Fahrtwind zerrte an meiner Kleidung und nahm mir fast den Atem. Hinter mir hörte ich Shannon schreien, doch ich hatte genug zu tun, mich an einer Felszacke festzuhalten, als daß ich mich um ihn kümmern konnte. Der Totenkopf kam in rasender Eile näher und wuchs bis an den Himmel. Ich schoß genau auf den Mund des Schädels zu und bedeckte mein Gesicht mit den Händen, um mich vor dem Feuer zu schützen. Doch ich spürte die Hitze nur einen kurzen Moment und klatschte dann kopfüber in einen zähen Brei.

Mühsam wühlte ich mich aus dem Schlick heraus und öffnete die Augen. Vor mir stand ein Kamelreiter, der seine Flinte zum Stoß erhoben hatte...

Doch der Kolbenstoß blieb aus. Der Reiter machte auch keine Anstalten, mir zu folgen, als ich hastig zurückkroch. Er saß starr wie eine Statue auf seinem grauen Dromedar, das beinahe bis zum Bauch im Schlick eingesunken war. Sein brauner Kapuzenumhang stand steif von seinem Körper ab, als wenn ihn der Wind tragen würde. Seine nackten Beine hingen an den Seiten des Dromedars herab und endeten in einem Paar vielfach geflickter Sandalen.

Seine Waffen sahen genauso alt wie die Sandalen aus. Er hatte einen Säbel ohne Scheide in seinen als Gürtel verwendeten Schal gesteckt. Doch dessen Klinge bestand buchstäblich nur aus Rost und Scharten. Auch der Lauf des Gewehres,

das der Reiter noch wie zum Schlag erhoben hatte, sah aus, als wenn er ihn zu lange in Säure gebadet hätte.

Das Fell des Dromedars war rau wie Stacheldraht und seine Haut hart wie Stein. Bei dem Reiter war es dasselbe. Obwohl sein verzerrtes Gesicht überraschend lebendig wirkte, hatte ich einen Toten vor mir.

Ich versuchte über meinen Schrecken zu lachen und sah nach der Verletzung, die mir Shannon zu Beginn unseres Kampfes beigebracht hatte. Zu meinem Glück hatte der Dolch keine Organe verletzt und nur eine Fleischwunde hinterlassen. Sie blutete kaum noch, und der Schmerz hielt sich in Grenzen. Verbandszeug hatte ich nicht, und so blieb mir nur, Hemd und Rock zurechtzuziehen und mich um naheliegendere Dinge zu kümmern.

Von dem jungen Magier war nichts zu sehen. Ich war nicht traurig darüber. Von mir aus hätte er am Ende der Welt sein können. Für mich ging es jetzt erst einmal darum, meine eigene Umgebung zu erforschen und zu sehen, wohin mich die durch Raum und Zeit führenden Tunnel der GROSSEN ALTEN diesmal geschleudert hatten.

Ich hatte beinahe das Gefühl, von einem glitzernden Brei umgeben zu sein, konnte jedoch seltsamerweise—den verrückten, auf den Kopf gestellten Naturgesetzen dieser Irrsinns Umgebung folgend—weiter atmen. Dann entdeckte ich, daß ich mich in einer Art Luftblase aufhielt. Sie ging von dem *Shoggotenstern* meines Stockdegens aus und besaß einen Durchmesser von gut anderthalb Metern. Außerhalb dieser Blase befand sich eine sirupartige Masse, die dick genug war, um Kamel und Reiter aufrecht zu halten.

Ich vermutete, daß ich auf den Grund eines mit Salzlake gefüllten Teiches oder Sees geraten war, in dem der Tote wahrscheinlich vor einiger Zeit zusammen mit seinem Tier versunken war. Der Salzanteil dieser Brühe hatte beide so konserviert, daß sie auf den ersten Blick lebendig wirkten.

Auch mir drohte das Schicksal, zu einer Salzmumie zu werden. Ich konnte mir nämlich ausrechnen, daß der Luftvorrat meiner Blase nicht mehr als zwei oder drei Stunden vorhielt.

Also mußte ich so schnell wie möglich hier raus. Ich hatte jedoch nicht die geringste Ahnung, wohin das Tor mich verschlagen hatte. Und selbst wenn das rettende Ufer nicht mehr als zwei- oder dreihundert Meter entfernt lag, konnte ich es niemals erreichen. Denn der feine, zähe Schlick, durch den ich watete, machte jeden Schritt zu einem minutenlangen Kampf.

Meine einzige Chance bestand darin, den Totenkopffelsen, durch den ich gekommen war, wiederzufinden und sein Geheimnis zu entziffern. Ich spürte, daß ich dem Rätsel des Transportsystems der GROSSEN ALTEN näher war als je zuvor. Mit seiner Hilfe würde ich in der Lage sein, mich an jeden beliebigen Punkt der Erde zu versetzen. Vielleicht konnte ich mich sogar zurück nach London in die Sicherheit meines Hauses versetzen lassen und so dem mörderischen Labyrinthwesen ein Schnippchen schlagen. Oder...

Ich dachte den Gedanken nicht zu Ende. Im Augenblick sah es nicht so aus, als käme ich überhaupt noch einmal irgendwohin. Soweit ich durch die trübe Brühe um mich sehen konnte, gab es außer mir und der Salzmumie nur eine gewellte schwarze Ebene.

Nach ein paar vorsichtigen Schritten schälten sich nicht weit von mir entfernt bizarre Umrisse durch die Salzlake.

Ich quälte mich vorwärts, fand, am Ziel angekommen, jedoch keinen Totenkopffelsen, sondern ein etwa fünf Meter hohes Bauwerk aus poliertem Material. Seine Form war so abstrakt und unreal, wie es nur im Baustil der GROSSEN ALTEN möglich war. Das Einzige, was sich an dem *Ding* nicht veränderte, waren drei große schwarze Öffnungen, die meiner Ansicht nach den feurigen Öffnungen des Totenkopfes entsprachen.

Ich hatte das *Tor* gefunden. Nur wie ich es öffnen und dafür sorgen sollte, daß ich in die normale Welt zurückkam, wußte ich nicht. Einen Moment blieb ich ratlos vor dem Monstrum aus Schwärze und Stein gewordenem Wahnsinn stehen, dann begann ich es mit kleinen, vorsichtigen Schritten zu umkreisen.

Hinter dem Bauwerk entdeckte ich einen Lichtschimmer, der die Salzlake wie einen paillettenbesetzten Stoff schimmern ließ. Das Licht beleuchtete eine kleine unterseeische Stadt, die nur aus ein paar Dutzend Gebäuden bestand. Doch die waren das Bizarreste, was ich je gesehen hatte.

Zunächst erschienen sie mir wie ganz normale Häuser. Eine Sekunde später glaubte ich große Wohnkugeln vor mir zu sehen. Kaum hatte sich mein Gehirn damit abgefunden, veränderten sich die Konturen der Häuser in immer schnellerer Folge. Zuerst wurden sie stumpfe Kegel mit einer wuchtigen Basis, dann zu schmalen spitzen Kegeln, die oben abgeschnitten waren. Einige Augenblicke schwebten sie noch als fünfkantig geschliffene Riesenedelsteine im Salz, und schließlich begann das Spiel von Neuem.

Es war ein bizarrer, sinnverwirrender Anblick. Nichts von der Bewegung, die ich zu sehen glaubte, schien real zu sein; sie hörte auf, sobald ich meinen Blick auf einen bestimmten Punkt konzentrierte, und begann von Neuem, sobald ich wegsah. Meine Umgebung veränderte sich ununterbrochen.

Beinahe hätte ich die breite Straße übersehen, die die Stadt mit dem Bauwerk verband. Es konnte natürlich auch ein schmales Band oder eine Art Riesenschwertklinge sein. Denn ich sah nur einen vollkommen ebenen, dunklen Streifen, der beim Näherkommen einer getrockneten Schlangenhaut glich.

Den Mann jedoch, der diese Straße entlanglief, erkannte ich auf den ersten Blick. Auch dem Salzsee war es nicht gelungen, mir Shannon vom Hals zu schaffen.

Ich verspürte keine besondere Lust, noch einmal mit ihm zu kämpfen. Ganz davon abgesehen, daß mir Shannon nicht nur in magischer, sondern auch in körperlicher Hinsicht um Welten überlegen war, verspürte ich noch immer eine starke Sympathie für den jungen Magier und wollte ihn nicht verletzen. Vielleicht würde es mir eines Tages gelingen, ihn vollends aus Necrons Bann zu befreien. So beeilte ich mich, um vor meinem Gegner die Öffnungen in dem magischen *Tor* zu erreichen. Doch Shannon hatte den Vorteil, daß er auf glattem, festen Boden laufen konnte, während ich durch immer tieferen Schlick waten mußte.

Doch es kam nicht mehr zum Kampf. Ein schriller Schrei erscholl aus der Stadt. Eine Sekunde später quoll eine Woge von glitzernden, wackeligen Leibern daraus hervor und wälzte sich auf uns zu. Die Wesen stießen dabei ein grauenhaftes, unmenschliches Geheul aus.

Mein erster Gedanke war: *Shoggoten*. Doch für richtige *Shoggoten* waren sie zu klein. Außerdem sahen sie zu sehr wie Quallen aus, und ihre Leiber schimmerten wie kristallenes Salz. Es mußte sich um einen Stamm der *Shoggoten* handeln, der in dieser abgelegenen Gegend überlebt und sich auf unnatürliche Weise vermehrt hatte. Sie schienen mir so degeneriert, daß sie von den GROSSEN ALTEN sicher nicht mehr in deren Umgebung geduldet wurden.

Doch sie waren verdammt gefährliche kleine Teufel. Innerhalb kürzester Zeit erreichten sie Shannon, begannen ihn zu umkreisen und schlugen mit bizarr verzerrten Tentakeln und Schwänzen auf ihn ein. Shannon begann sich verzweifelt zu wehren, aber mir blieb keine Zeit, dem Kampf weiter zuzusehen oder ihm gar zu Hilfe zu eilen, denn Sekunden später stürzten sie sich auf mich und versuchten mich in den Schlick zu drücken.

Ich sandte ein Stoßgebet zu dem hier unsichtbaren Himmel, daß diese Wesen auf meinen *Shoggotenstern* reagierten, und stieß dem ersten den Knauf meines Stockdegens in die schwabbelige Masse. Er sank in den Dreck und löste sich in eine ölig schillernde Wolke auf, die von der Strömung davongetragen wurde.

Ich schlug mit dem Degenknauf um mich. Vier, fünf *Shoggoten* wurden getroffen. Sie fielen in sich zusammen und verliefen zu einem schillernden Nebel. Die anderen wichen kreischend zurück. Nur ein besonders großes Exemplar raste auf mich zu, versuchte meinen Degen zu unterlaufen und berührte den Knauf ganz leicht. Sein Körper löste sich beinahe augenblicklich auf, doch er riß mir im letzten Moment noch den Degen aus der Hand, und ich verlor die schützende Luftblase. Sofort drang mir die scharfe Salzlake in Mund und Nase. Gleichzeitig brannten mir die Augen, so daß ich nichts mehr sehen konnte.

Ich warf mich blind nach vorne, landete auf der Waffe und spie die mit feinem Sand versetzte Salzlauge aus. Sofort bekam ich wieder Luft in die Lungen. Abgestandene, stickige Luft zwar, aber sie reichte noch zum Überleben.

Richtige *Shoggoten* hätten mir den Garaus gemacht, während ich hilflos dalag. Doch diese degenerierten Wesen bildeten einfach einen Kreis um mich und schienen auf irgendetwas zu warten.

Ich wischte mir das Salz aus den Augen, stand auf und versuchte mir einen Weg durch die quallige Masse zu bahnen. Da ertönte in der Stadt ein dumpfer Gong, dem ein heller Trommelwirbel folgte.

Die *Shoggoten* warfen sich kreischend zu Boden. Ihre amöbenhaften Leiber flossen ineinander über und bildeten einen silbern schimmernden Belag auf der Straße. Eine Sekunde später hörte ihr Heulen auf, und sie skandierten mit ängstlich verzückten Stimmen einen Namen.

„Wugg! Wugg! Wugg Sothoth! Der Große erscheint!“

Plötzlich wurde es über der Stadt so hell, daß ich zuerst glaubte, es wäre ein Brand ausgebrochen.

Über dem größten Gebäude stieg eine Lichtblase auf, die Sekunden später zu schillernden Schlieren zerplatzte. Eine riesenhafte Gestalt löste sich aus den Resten der Blase. Sie reckte ihren monströsen Leib und stieß dabei einen Schrei aus, der mich wie ein Hammerschlag traf.

Einer der GROSSEN ALTEN! Nein, nicht ganz. Das Wesen wirkte ebenso degeneriert wie die qualligen *Shoggoten*, deren Abgott es offenbar war. Trotzdem blieb mir fast das Herz stehen, als ich die riesenhaften, wie zerfaserte Taue wirkenden

Tentakel sich ausbreiten sah und den monströsen, schleimigen Körpersack zwischen ihnen, dessen Maulöffnung mit Hunderten unterarmlanger Fangzähne bestückt war.

Obwohl die Angst mich fast zur Salzsäule erstarren ließ, wandte ich mich zur Flucht. Das Ungeheuer folgte mir, und seine Geschwindigkeit war viel höher als die, die ein Mensch je erreichen konnte. Es war über mir, lange bevor ich die Öffnungen des magischen Tores erreichte.

Seine drei Stielaugen glühten wie dämonische Lampen zu mir herab, dann plusterte es seinen runden Körper drohend auf.

Ein Tentakel schnellte herab, wollte sich um mich schlingen. Mein Stockdegen glitt wie von selbst aus der Scheide. Ich schwang ihn über den Kopf und schlitzte das schwammige Gewebe auf. Das Monstrum über mir zog den Arm mit einem widerlichen Zischen zurück und schlug dann mit fünf Armen zugleich zu.

Ich stach und hieb und schlug um mich, während meine Füße tiefer und tiefer in den Schlick sanken. Grünes Blut spritzte dampfend aus den Wunden. Ich wollte zur Seite springen, um dieser Teufelsbrühe zu entgehen, blieb jedoch im Salzsumpf stecken und fiel auf den Rücken. Sofort trafen einige Spritzer meine ungeschützten Beine und bohrten sich wie glühende Nägel in mein Fleisch.

Das Ungeheuer über mir senkte sich herab, schlang zwei seiner Tentakel um meine Beine und versuchte mich aus meiner Luftblase zu ziehen. Ich stach nach ihm, doch es wich aus. Ein weiterer Tentakel wickelte sich um meinen Arm und drehte ihn mir fast aus dem Gelenk.

Ich fing den Degen mit der freien Hand auf und trennte den Tentakel mit einem Hieb ab. Dann befreite ich mit zwei schnellen Hieben auch meine Beine, wälzte mich auf die schuppige Straße und sprang auf.

Doch sofort war das gereizte Monstrum wieder hinter mir her. Seine Tentakel wirbelten den Schlick auf. Ein Schlag traf mich in den Rücken und schleuderte mich nach vorne. Ich sah noch eine der dunklen Öffnungen in der Pyramidenwand auf mich zuschießen, dann wurde es still um mich.

Das Feuer war erloschen, doch es hatte seine Spuren in der ganzen Halle hinterlassen. Die Risse in dem kostbar gefliesten Boden glichen einem übergroßen Spinnennetz. Die Wände und Decken waren angesengt und die vorher so farbenprächtigen Balken schwarz gebrannt. Außerdem lag eine Spannung über dem Raum, die Adurias bis in jede Faser spürte. Furcht packte ihn und schüttelte ihn durch, und er brachte kaum die Kraft auf, vor das Herz des Labyrinths zu treten.

Jetzt glitt sein Blick tastend über den mannshohen Höcker, der in der Mitte des Raumes stand und wie eine blauschimmernde Riesenschildkröte aussah. Es war schon unvorstellbar, daß dieses so harmlos aussehende *Ding* die Quelle jener schrecklichen Macht war, die seinem Herrn das Leben gab. Noch unbegreiflicher erschien es ihm jedoch, daß es einem Menschen gelungen war, diese Macht unter seinen Willen zu zwingen und dem Labyrinthwesen solche Qualen zu verursachen.

Er konnte das Stöhnen und Ächzen seines dämonischen Herrn einfach nicht aus seinem Schädel verbannen. Und auch nicht den ungezügelten Haß, den die über dem Raum hängende schwarze Wolke abstrahlte und der vor allem ihm galt.

„Ich konnte nichts dafür, Gewaltiger! Ich konnte nicht ahnen, daß dieser Robert Craven in der Lage war, die schlafende Macht zu wecken, die die Älteren Götter in Euch zurückließen und die Ihr betäuben konntet.“

Eine Flut von Gedankenbildern, die Wut, Ärger und Angst ausdrückten, überschwemmte sein Gehirn. „Ich weiß, daß es Euch wehgetan hat! Aber Ihr werdet sie doch besiegen?“ wimmerte Adurias. In seiner Stimme klang Unsicherheit mit. Sofort spürte er einen starken Druck auf seinem Schädel und durchlebte das flammende Inferno ein zweites Mal.

Sein Blick tauchte tief in die Kuppel ein und starrte in die grelle Glut, die eine ungeheure Kraft ausdrückte, und einen Hunger, der ihn schier verzehrte.

„Das Feuer... kann doch nicht noch einmal ausbrechen, Gewaltiger?“ stotterte er mit blutleeren Lippen. Die Bilder blieben die Antwort schuldig. Dafür hackten sie zornig in seine Gedanken, bis er keuchend in der Ecke lag.

„Ich verstehe, daß du mit mir unzufrieden bist, Gewaltiger. Doch es wird nicht mehr vorkommen, das schwöre ich!“

Du hast versagt, Adurias, sagten ihm die Bilder. Du hast sowohl Robert Craven wie auch den Diener Necrons entkommen lassen. Obwohl du wußtest, daß ich hungrig bin! Schaffe mir Ersatz, oder du wirst selbst mein Opfer werden!

„Nein! Nein! Ich... Ihr... Gnade!“ schrie Adurias. Doch die schwarzen Nebelschwaden wallten schon von der Decke und hüllten ihn mit eisiger Kälte ein. Adurias spürte ein Zerren und Saugen an allen Gliedern.

Doch so schnell, wie ihn der Nebel gepackt hatte, löste er sich wieder auf, und ein schneller Bilderreigen wirbelte durch Adurias Kopf. *Das war nur eine Warnung, las er daraus. Und jetzt spute dich. Der Schädel der Älteren Götter kommt näher. Ich brauche die Kraft dieses Hexers, um ihn zu besiegen!*

Eine Sekunde später waren die schwarzen Wolken aus der Halle verschwunden. Adurias erhob sich schnaufend und starrte die Kuppel an. Der um sie liegende blaue Schimmer war intensiver geworden, fast greifbar, und er formte seltsame Auswüchse. Feuerarme strebten knisternd in die Höhe und sahen eine kurze Zeit wie zwei monströse Hörner aus. Dann kamen sie an den Spitzen zusammen und bildeten einen makellosen, blau strahlenden Ring.

Adurias wich unwillkürlich zurück. Doch es brach kein Feuer heraus, sondern ein Schwall glitzernder Brühe. Sie schlug klatschend auf den Boden und bildete eine große Lache. Inmitten dieser Lache lag ein nasser, regungsloser Mensch.

Adurias trat vorsichtig näher und drehte den Bewußtlosen mit dem Fuß auf den Rücken. Ein böses Grinsen verzerrte sein Rattengesicht, und er winkte seine beiden Gehilfen herrisch herbei. Dann verbeugte er sich in Gedanken und rief mit triumphierender Stimme: „Kommt, Gewaltiger. Das Opfer ist bereit!“

Das Klirren einer Kette weckte mich aus schrecklichen Albträumen auf. Mein Schädel dröhnte, als hätte ihn ein böser Geist als Trommel mißbraucht. Die Stellen meines Körpers, die mit dem Blut des degenerierten GROSSEN ALTEN in Berührung gekommen waren, brannten wie Feuer.

Ich wollte mich auf die andere Seite wälzen. Da klirrte die Kette erneut, und ich wurde von einer eisigen Hand zurückgerissen. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, daß es sich um keine Hand handelte, sondern um einen Eisenring, der eng

um meine Taille lag. Das Klirren kam von zwei Ketten, mit denen der Ring am Boden befestigt war.

Dann merkte ich, daß auch meine Arme mit Ketten an den Boden gefesselt waren und ich nur noch die Beine bewegen konnte. Ich konnte mir nicht einmal das verkrustete Salz von meinen Lippen wischen.

„Waidmannsheil, Robert Craven! Der Hirsch ist zwar noch nicht tot, aber gestellt. Die Jagd ist vorbei. Endlich, denn es hat eh viel zu lange gedauert. Das Labyrinth ist schon ungeduldig geworden!“

Ich schloß die Augen, um Adurias Visage nicht sehen zu müssen. *Aus und vorbei*, hämmerten meine Gedanken. Ich fühlte weder Verzweiflung noch Angst. Dafür machte sich eine große Müdigkeit in mir breit. Mir war in diesem Augenblick egal, was aus mir werden würde. Nur schnell sollte es gehen.

Schon hörte ich das hungrige Wispern und Raunen des Labyrinthdämons und fühlte seine geisterhaften Zähne an mir nagen. Ich krümmte mich vor Ekel zusammen und hörte Adurias kichern. Der Labyrinthmagier ging um mich herum und blieb mit verschränkten Armen zwischen mir und der Kuppel stehen.

„Eigentlich schade, daß ein so mächtiger Magier wie Sie ein so unrühmliches Ende nimmt. Sie könnten mir sicher viel erzählen. Zum Beispiel, wie es im Inneren der Kuppel hier aussieht. Ich würde gerne hinter dieses Geheimnis kommen. Wissen Sie was,“ sagte er kichernd, „wenn das Labyrinth mit Ihnen fertig ist, werde ich Sie zu meinem dritten Wächter machen. Sie haben Croff umgebracht. Also werden Sie ihn ersetzen. Das ist doch logisch, oder?“

Ich achtete nicht auf sein Gefasel, sondern starrte das *Tor* zur Stadt unter dem Salzsee unverwandt an. Es war nicht mehr blau und schimmernd, sondern schwarz wie die Neumondnacht. Zwei große rotleuchtende Kreise und ein halbmondförmiger „Mund“ ließen es wie den Kopf eines böartigen Riesen aussehen.

Einen Augenblick später verwandelte es sich in einen gewaltigen Schädel. Die Augenhöhlen strömten eine dämonische Kraft aus, die sogar Decke und Wände erschauern ließ und die irgendwie anders war als die Kraft der GROSSEN ALTEN. Der Mund wurde immer größer, bis er den Kopf wie ein gezackter Riß in halber Höhe waagrecht spaltete. Einen Moment betrachtete der Schädel aus seinen glühenden Augen die Umwelt, dann sog er zum ersten Mal den Atem ein.

Es klang wie das Brüllen und Röhren von tausend Büffeln. Adurias drehte sich erschrocken um und starrte entsetzt auf das *Tor*. In seiner Erregung machte er mich für die Verwandlung verantwortlich.

„Ihre magischen Tricks können Ihnen doch nicht mehr helfen, Craven,“ fuhr er mich an und schrieb mit der Hand eine Abwehr rune in die Luft. Doch das *Tor* dachte nicht daran, sich diesem Zauber zu beugen. Im Gegenteil. Es wuchs bis zur Decke hoch und drängte Adurias dabei auf mich zu.

Im Bruchteil eines Augenblicks erkannte ich meine Chance und zog die Beine an den Leib. Mit aller Kraft schnellte ich sie wieder von mir und gab Adurias einen Stoß, der ihn mitten in das riesige rote Maul hineinschleuderte.

Sein Schrei gellte durch die Halle, steigerte sich zu einem schrillen Heulen und erlosch schlagartig. Sidos und Yaccur, die sich im Hintergrund gehalten hatten, stürzten brüllend auf mich zu. Doch sie erreichten mich nicht. Das *Tor* explodierte förmlich und packte die Diener des Labyrinths. Einen kurzen Moment lang

schwebten sie in der Luft, dann verschwanden auch sie im unersättlichen Maul des Riesenschädels.

Das *Tor* erreichte die Rückwand der Halle und sprengte sie auf. Ziegel und zerborstene Balken regneten herab und wurden von dem gierigen Maul verschluckt. In unersättlichem Hunger ergriff das *Ding* den Labyrinthdämon und riß schwarze Nebelschwaden aus dem nebelhaft wogenden Leib des Geschöpfes heraus.

In meinem Kopf echoten die Wutschreie des Labyrinthwesens, und ich schrie mit, um mein eigenes Entsetzen zu betäuben. Das zu einer riesigen Dämonenfratze verwandelte *Tor* war bis auf Armlänge an mich herangekommen.

Schon spürte ich seinen heißen Atem über mich streichen. Ich sah mich schon in seinen Schlund verschwinden und wußte, daß es diesmal kein zweites *Tor* geben würde, durch das ich die Zwischenwelt wieder verlassen konnte. Das *Ding*, das aus dem *Tor* der GROSSEN ALTEN entstanden war, dieser brennende Teufelschädel, war mehr als ein geistloses Werkzeug. Es war ein Monstrum, eine grauenhafte Perversion alles Lebenden. Es fraß alles, was es erreichen konnte. Sein Opfer war das Labyrinthwesen, aber auch das Labyrinth selbst und alles, was sich darin aufhielt. Unter anderem ich.

Steine und Balken lösten sich aus der Decke und prasselten auf meinen Stockdegen nieder, der neben dem Portal lag. Ich zerrte verzweifelt an meinen Ketten und—zerbrach sie mit einem Ruck. Verwirrt starrte ich auf das spröde, zerfallende Metall, das ich in meinen Fingern hielt, schleuderte es dann in das Maul und sprang auf die Füße. Im gleichen Moment glühte der *Shoggotenstern* meines Degenknaufes unter den Trümmern auf, so als hätte er auf mich gewartet. Ich riß die Waffe an mich und taumelte ins Freie.

Hinter mir zerfiel der Palast des himmlischen Friedens zu Staub. Er und ein großer Teil des Labyrinthwesens verschwanden auf Nimmerwiedersehen im *Tor*. Doch dieser Happen regte den Appetit des Schädels nur noch mehr an. Er saugte alles, was sich in seinem Bereich befand, in sich hinein. Selbst die Marmorplatten des großen Platzes konnten ihm nicht widerstehen. Sie brachen krachend aus dem Boden und flogen dicht an mir vorbei in das Riesenmaul.

Ich rannte, so schnell mich meine schmerzenden Knochen trugen, und fragte mich, wie lange es wohl dauern würde, bis mich eine zusammenbrechende Wand oder ein herabstürzender Stein umbrachten—oder die Hitze des flammenden Schädels, der sich in die Substanz des Labyrinthwesens hineinfraß.

Kurze Zeit später erreichte ich die Mauer, die den Platz begrenzte, entdeckte eine Pforte und rannte darauf zu. Mit fliegenden Händen schob ich den Riegel zurück und wollte die Tür aufstoßen. Doch sie war in den Angeln festgerostet. Verzweifelt warf ich mich dagegen und rüttelte an ihren Gitterstäben, bis mir die Handflächen aufplatzten und Blut in meine Ärmel rann.

Da packte eine lange Feuerzunge nach mir, erwischte aber nur die Pforte und riß sie buchstäblich in Stücke. Ich zwängte mich hastig durch die Öffnung und stürmte auf die Straße hinaus.

Oder das, was ich für eine Straße gehalten hatte.

Ich wußte nicht, *was* geschah: Die Welt schien vor meinen Augen zu einem Vorhang aus wirbelndem Grau und auf und ab tanzenden Schleiern zu zerschmelzen; ich sah Umrisse, Gesichter, Visionen, eine Stimme: „*Jetzt! Holt ihn heraus!*“

Und dann das Kreuz.

Das Bild war ganz deutlich: ein flammendes, gleichschenkeliges Balkenkreuz in blutigem Rot, das wie ein Fanal durch das Chaos der zerberstenden Wirklichkeit auf mich herabstieß.

Ich schrie, riß die Hände über den Kopf und versuchte zur Seite zu springen. Aber meine Reaktion kam zu spät.

Plötzlich waren die tobenden Schatten verschwunden, und die Welt versank im grellen Rot des Kreuzes...

Das Nächste, was ich bewußt wahrnahm, waren Stimmen. Die Stimmen von vier, fünf, vielleicht mehr Menschen, die sich gedämpft miteinander unterhielten, dazu all die anderen, einzeln kaum erkennbaren Laute, die mir verrieten, daß ich nicht allein und zumindest in einem halb realen Teil der Welt war, einer Welt, in der es wieder lebende Menschen und richtige, massive Häuser gab, Häuser aus Stein und Holz, die nicht versuchten, einen aufzufressen.

Ich blinzelte, hob rasch die Hand vor die Augen und verbiß mir im letzten Moment ein Stöhnen, als das grelle Licht einer Gaslampe wie eine dünne Nadel in meine Augen stach.

Eine Hand berührte mich an der Stirn, blieb einen Moment darauf liegen, wie um meine Temperatur zu überprüfen, und zog sich zurück.

„Bewegen Sie sich nicht, Mister Craven,“ sagte eine Stimme. „Die Schmerzen und das Schwindelgefühl werden bald vergehen. Aber Sie müssen Geduld haben. Und keine Angst mehr. Sie sind in Sicherheit. Bei Freunden.“

Etwas an der Art, in der er das Wort *Freunde* aussprach, mischte sich wie ein unangenehmer Geschmack in den freundlichen Klang seiner Stimme.

Mühsam hob ich erneut die Lider. Im ersten Moment war das Licht so grell, daß ich nichts außer Schatten mit verschwommenen Rändern und leeren Flächen erkannte, wo die Gesichter sein sollten. Dann gewöhnten sich meine Augen an die gleißende Helligkeit.

Ich lag auf dem Rücken in einem breiten, sauber bezogenen Bett. Um mich herum stand eine Anzahl Männer—vier oder fünf, die ich erkennen konnte, ohne den Kopf zu wenden, auf der anderen Seite des Bettes weitere, deren Stimmen ich hörte.

„Das Labyrinth,“ murmelte ich. „Der...“ Ich brach ab, verwirrt und verstört, versuchte den Kopf zu bewegen und zahlte dafür mit einem raschen, dumpfen Schmerz, der wie eine stumpfe Nadel durch meinen Schädel stach.

Einer der Fremden beugte sich über mich, sah mich einen Moment ernst an und lächelte dann. „Erschrecken Sie nicht,“ sagte er. „Sie haben nichts zu befürchten. Wir werden Ihnen alles erklären.“

Aber ich hörte seine Worte kaum.

Mein Blick hatte sich weiter geklärt, und ich erkannte die Männer jetzt deutlicher denn als verschwommene Schatten.

Es waren Männer unterschiedlichen Alters, aber eines hatten sie alle gemeinsam.

Ihre Kleider.

Es waren sehr sonderbare Kleider. Schwarze, in wadenhohen, weichen Lederstiefeln steckende Wollhosen, darüber ein weites wollenes Gewand von blendend-weißer Farbe. Darunter schien Metall zu schimmern, als trügen sie Kettenhemden.

Aber was mich am meisten faszinierte—und gleichzeitig einen ersten, noch beinahe sanften Hauch von Furcht in mir erweckte, ein Gefühl, das stärker und stärker wurde—war das blutigrote, gleichschenklige Kreuz, das auf den Brustteilen ihrer Kleider prangte.

Ich hatte Kleider wie diese schon einmal gesehen. Nicht wirklich, nicht an einem Menschen, sondern auf einer Abbildung in einem Buch.

Es waren nicht irgendwelche Kleider.

Es war eine Uniform.

Die Uniform der Tempelherren. Der Männer, die Howard Lovecraft den Tod geschworen hatten...

